Kristall
Hamburg • 13. Jahrg. 1. Vj. 1958 • • Nr. 2 • 60 Pf

Ich war als Spion in Moskau

B. Morros erzählt / Seite 6

TITELBILD: P. P. R. / BLUME

Kristall

Illustrierte für Unterhaltung und neues Wissen

13. Jahrgang · Heft 2

In dieser Ausgabe:



Zu unserem Titelbild:

Der Mann auf unserem Titelbild ist Boris Morros, Amerikaner russischer Abkunft, Spion und Gegenspion während des zweiten Weltkrieges und danach. Im Hintergrund der Kreml, mit dem er ein gewagtes Spiel spielte. Fast nie sieht ein Spion so auffällig aus, mit hochgezogenem Kragen und in die Stirn gedrücktem Hut, wie unser Bild Boris Morros zeigt. Er aber sah so aus.

Textredaktion: Dr. Ursula Menck, Dr. Theo Löbsack, Carola Heldt, Erhard Evers, Dr. Ingeborg Esterer, Hilke von zur Mühlen, Dr. Erwin Lausch
Leiter der Textredaktion: Dr. Paul Hühnerfeld
Bildredaktion: Christa Martens, Karin Ehlermann
Leiter der Bildredaktion: Walter Hennig
Künstlerischer Berater: Karl Gröning jr
Chef vom Dienst: Lisse Merlin
Anzeigenleiter: Gudrun Vierow

Verlagsleiter: Ernst Naumann

Redaktion: Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6, Telefon: 24 81 81, Fernschreiber: 02 11898. Telegramme: Redaktkristall. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Für unverlangt eingesandte Beiträge haften wir nicht.
Druck und Verlag: Hammerich & Lesser Verlag GmbH., Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6. Telefon: 24 81 81.
Anzeigenpreisliste Nr. 13.
KRISTALL erscheint 14täglich dienstags und kostet im Einzelhandel 60 Pfennig, bei Lieferung ins Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr; Postbezug monatlich DM 1,29 zuzüglich 6 Pfennig Zustellgebühr. In Lesezirkeln darf KRISTALL nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages geführt werden.
Auslandspreise: Belgien bfr. 8,—; Dänemark dkr. 1,35; England sh 1/6; Finnland fmk. 70,—; Frankreich ffr. 70,—; Holland hfl. —,70; Italien Lire 120,—; Luxemburg lfr. 8,—; Norwegen nkr. 1,40; Österreich S 4,50; Portugal Esc. 6,—; Saarland ffr. 66,—; Schweden skr. —,95; Spanien ptas. 14,—; Schweiz sfr. —,70; Südamerika $ —,25; Türkei £ —,70; USA, Kanada $ —,30.

An die Redaktion

Wiedergeburt der Familie

Was Sie in Nr. 26 über die Wiedergeburt der Familie schreiben, ist hochinteressant. Frankreich galt Jahrzehnte hindurch als sterbendes Land. Jetzt ist es wieder geburtenfreudig, mehr als England. Das macht: Fast allen Müttern in Fr...kreich werden die Arzt- und Krankenhauskosten von der Sozialversicherung zurückerstattet. Ist die junge Mutter noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, bekommt sie außerdem für das erste Kind eine Gratifikation von etwa 400 DM, für jedes weitere im Abstand von drei Jahren etwa 250 DM. Auch Kinderzulagen werden gezahlt. Sie beginnen mit rund 13 Mark monatlich beim ersten Kind und erhöhen sich automatisch bei weiterem Familienzuwachs. Der Erfolg ist, daß eine Arbeiterfrau, die fünf Kinder geboren hat, von der Versicherung jetzt ebensoviel Geld erhält, als wenn sie arbeiten würde. Sie kann aber unbesorgt zu Hause bleiben und sich dem Wohl ihrer Familie widmen. Und wenn sie das tut, kann sie zusätzlich bis zu 50 Prozent des Normallohnes eines Arbeiters von der Versicherung kassieren. Die ersten Zahlungen beginnen, sobald die Schwangerschaft ärztlich festgestellt ist, wobei kein Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern gemacht wird. Es stellt sich also praktisch billiger, das Kind zur Welt zu bringen. Hier ist ein gesundheitliches und moralisches Problem auf einfache und wirksame Weise gelöst worden.

Henry DUPONT, Paris

Ohne Liebe

In Ihrer Artikelserie ›Ohne Liebe‹ berichten Sie auch über den Halacz-Prozeß (Nr. 24) und sprechen über die Berechtigung der Todesstrafe. Im Gerichtssaal wurde dazu folgender Dialog geführt:

Landgerichtsdirektor Katz: »Glauben Sie, Herr Sachverständiger — das ist eine Frage, nicht meine Einstellung — daß dieser Angeklagte seine Tat auch begangen hätte, wenn es noch die Todesstrafe gäbe?«

Professor Dr. Ewald: »Nein. Va banque spielen, das konnte er. Denn es kann ja gut gehen. Aber eine Situation schaffen, wo es schief gehen kann — nein!«

Landgerichtsdirektor Katz: »Er würde sich also durch harte Strafen mehr abschrecken lassen als durch geringere?«

Professor Dr. Ewald: »Ja!«

Anton HÖING,
Inhaber des Kraftfutterwerks Niedersachsen, Verden/Aller

Wir diskutieren diese Fälle sehr ernsthaft durch und glauben, daß Eltern und Erzieher manches daraus lernen können. *Dr. W. ERNST, München*

Schulbeginn mit 5 Jahren

Wenn wir uns darüber klar sind, daß Mutterliebe und Nestwärme für das Kind wichtiger sind als Büroarbeit und Kindergarten, dann frage ich mich, warum man die Kinder schon mit fünf Jahren von der Mutter lösen soll? Nicht das Kind soll früher aus der Familie, sondern die Mutter soll zurück in die Familie. Das ist der natürliche, vernünftige, einfachste und beste Weg zum Segen für die Mutter und für das Kind.

Arnold TOMEK, Norden (Ostfriesland)

In dem Artikel in Heft Nr. 24 lese ich den Satz: ›Die Jugendlichen haben zu früh und zu viel Geld‹. Das ist richtig, wenn den Jugendlichen das Geld für Bonbons, Schmöker, Zigaretten und ähnliches gegeben wird. Ich sehe den Fehler in der falschen Zweckbestimmung des Geldes. Man muß den Jugendlichen eben nicht nur ›Bonbongeld‹ geben, sondern das Geld, das sie zu ihrem Lebensbedarf brauchen. Meine Tochter erhielt schon vor ihrer Schulzeit so viel Geld, daß sie sich ihre Schuhe selber kaufen konnte. Der Betrag wurde mit jedem Geschenktag gesteigert, bis sie sich mit zwölf Jahren ihre gesamte Kleidung selber kaufen konnte. Sie lernte früh, daß das Geld für das Nötigste fehlt, wenn man es für Unnötiges ausgibt. Ich habe dieses Prinzip auch dann aufrecht erhalten, wenn ich mit drei Personen wöchentlich nur etwa 17,00 DM Arbeitslosenunterstützung zur Verfügung hatte.

Hermann GÖNNINGEN, Elektroingenieur, Schlitz (Hessen)

Lore Lorentz und die Familie

In KRISTALL Nr. 1 bekennt sich die charmante Düsseldorfer Kabarettistin Lore Lorentz in Ihrer Rubrik ›Daran glaube ich‹ zur Familie als der Grundlage ihrer Lebenshaltung. Ich weiß, daß ihre Küche genauso in



Foto: Liselotte Strelow
Die Kom(m)ödchen-Familie Lorentz

Ordnung ist wie ihre Bühne und daß sie sowohl als Gesellschafterin wie als Mutter schwer zu übertreffen ist. Hier schicke ich Ihnen ein Familienbild der Lorentz, das vor allem Ihre weiblichen Leser gewiß interessieren wird.

Dr. Günter SCHAB, Düsseldorf

Leben auf dem Mond

In Ihrem Artikel ›Wem gehört der Mond‹ werfen Sie die Frage auf, ob es etwa primitives Leben auf dem Monde gäbe. Gibt es denn irgendwelche Anhaltspunkte, die ein Leben auf dem Monde vermuten lassen und — wenn ja — wie könnte dies beschaffen sein?

Dr. Claus HAHN, Mannheim

Daß die ersten Mondbesucher Leben auf unseren Nachbarn vorfinden, erscheint äußerst unwahrscheinlich. Aber man kann diese Frage erst beantworten, wenn sich Menschen durch den Augenschein davon überzeugt haben. Sicher ist, daß es tierisches Leben in irgendeiner Form auf dem Monde nicht gibt, da die Voraussetzungen hierfür (Wasser, Sauerstoff usw.) fehlen. Alle derartigen Theorien sind Spekulationen oder beruhen auf optischen Täuschungen. So haben frühere Mondbeobachter einmal dunkle Schatten über den Grund eines Mondkraters huschen sehen und glaubten, dies seien Insektenschwärme. Leben auf dem Monde ist — wenn überhaupt — nur in Gestalt außerordentlich widerstandsfähiger Organismen vorstellbar. Bakterien etwa, die den harten Bedingungen auf dem Monde zu trotzen wissen. Die Redaktion

Weitere Leserbriefe siehe Seite 28



Sahnig, milde und pikant, das ist die feine Thomy's MAYONNAISE. Zu vollem Bouquet ausgereift, das ist der würzige Thomy's DELIKATESS-SENF. - Und köstlich aromafrisch, ausschließlich aus dem Mark sonnengereifter vollsaftiger Parma-Tomaten bereitet, das ist das neue und dreifach konzentrierte Thomy's TOMATENPURÉE.

Alle drei zusammen, das sind

die 3 Delikaten
-nach Schweizer Art

Robert Jungk

Nicht mehr ganz 42 Jahre, und wir schreiben 2000. Robert Jungk, der bekannte Journalist und Autor der berühmten Bücher ›Die Zukunft hat schon begonnen‹ und ›Heller als tausend Sonnen‹, will monatlich in KRISTALL über die großen Probleme dieser letzten Jahrzehnte vor 2000 berichten. Der Autor wendet sich an alle KRISTALL-Leser, ihm zu helfen: Denn auf seinen Wegen zum Menschen von heute soll ihn der Leser begleiten. Jungk wird Fragen stellen, Probleme aufwerfen, und er wird alle KRISTALL-Leser bitten, zu diesen Fragen Stellung zu nehmen oder selbst zu fragen. Auf diese Weise hofft er, einen geistigen ›Kristallisationspunkt‹ zu schaffen, ein Forum, vor dem er und die KRISTALL-Leser über entscheidende Probleme unserer Welt diskutieren können.

Am 1. Januar 2000 werde ich, wenn Gott will, 87 Jahre alt sein. Die Wahrscheinlichkeit, daß ich dieses hohe Alter erreiche, ist heute zwar noch nicht allzu groß, aber doch schon unvergleichlich größer als in meinem Geburtsjahr 1913. Denn seither ist die Lebenserwartung des durchschnittlichen Europäers oder Amerikaners mit jedem Jahrzehnt um einige Jahre gestiegen. Schon jetzt leben Millionen Menschen unter uns, die nach den Statistiken der Jahrhundertwende eigentlich längst tot sein müßten. Es gibt daher in diesem Jahrhundert, das der Jugend soviel größeren Einfluß gegeben hat als frühere Zeiten, mehr alte Leute als je in einer anderen Geschichtsepoche.

Chronist der Jahrtausendwende

Viele von Ihnen werden wahrscheinlich die Jahrtausendwende noch erleben. Packt auch Sie bei diesem Gedanken ein Gefühl feierlichen Schauers wie mich? Ich denke zurück an dieses Jahrtausend, dessen letztes Stückchen wir jetzt durchschreiten: wie prall mit Ereignissen war es gefüllt!

Schon einmal stand die Welt vor einer Jahrtausendwende; damals, im Jahre 958, dachten viele Menschen des Abendlandes, daß die Welt kurz vor ihrem Ende stehe und mit dem Morgengrauen des Jahres 1000 ins Nichts zurücksinken werde. Als dann die apokalyptischen Befürchtungen nicht eintrafen, ging ein großes Aufatmen durch die Menschheit. Ein Zeitgenosse, der Chronist Glaber, hat darüber berichtet: »Es war, als schüttele sich die Welt plötzlich und würfe ihr Alter ab, und sie bedeckte sich mit einem weißen Feierkleid der Kathedralen.«

Ein solcher Chronist der nun nahenden zweiten Jahrtausendwende möchte ich in diesen heute beginnenden monatlichen Notizen sein, jemand, der über die großen Probleme der Gegenwart unter dem Aspekt der Zukunft berichtet und über das Kommende, soweit es sich aus der Sicht des Heutigen vermuten läßt.

Die Papierlawine

Aber ist es in unserer Zeit überhaupt möglich, sich ein Bild von der Welt zu machen? »Gewiß!« wird eine Antwort lauten. »Wann hätte je eine Epoche soviel von sich selbst gewußt wie die heutige? Denken Sie nur an die Millionen Worte, ergänzt durch zahllose Bilder, die allein die Weltpresse Tag um Tag hervorbringt, um die Öffentlichkeit zu informieren. Rechnet man dazu gar noch die Fachzeitschriften aller Länder, die ja in die Tausende gehen und jeden speziellen Aspekt des Berufslebens höchst detailliert schildern — welch eine Fülle von Material!« Aber der Zweifler wird darauf entgegnen: »Das ist es ja eben. Wir wissen zuviel über uns, und deshalb wissen wir zuwenig. Vor hundert oder zweihundert Jahren konnte ein Gebildeter noch Übersicht über das Zeitgeschehen haben. Wer könnte das im Jahre 1958 noch von sich behaupten? Wir sind alle, seien wir auch auf gewissen Gebieten, vor allem in unserem eigenen Beruf, einigermaßen informiert, Amateure, Dilettanten, Nichtwisser in neun Zehnteln aller anderen Wissens- und Betätigungsgebiete. Wissen Sie, daß die Bibliotheken auf der ganzen Welt schon jetzt nicht mehr in der Lage sind, die Papierlawine noch auffangen zu können? Daß die Akten von Staat und Wirtschaft so gewaltig angeschwollen sind, daß man den Archivbeamten hier und dort schon Rollschuhe und Fahrräder zur Verfügung stellen muß, damit sie sich in ihren Dokumentenkellern schnell genug fortbewegen können?«

Verteidigung der Journalisten

Es wäre wirklich ein hoffnungsloses Unternehmen, eine gewisse Übersicht über den Stand der Dinge und die Richtung, in der sie sich bewegen, gewinnen zu wollen, wenn es die Journalisten nicht gäbe. Ich weiß, man ist nicht gut auf uns zu sprechen. Wir seien zu geschwind, zu oberflächlich und vereinfachten alles zu sehr. Ja, müssen wir nicht so sein? Ist es nicht notwendig, daß wenigstens ein Berufsstand auf dieser Erde sich nicht ganz ins Fachwissen und ins Detail verliert, sondern die verschiedenen Themen aufgreift, zwischen den verschiedenen Professionen vermittelt und so den in der Dunkelheit ihrer getrennten ›Maulwurfsgänge‹ oder ›Bergwerksschächte‹ arbeitenden Spezialisten von einander Nachricht gibt?

Die wichtige Rolle der Dilettanten

Jedesmal, wenn ein Fachmann mich etwas mißtrauisch fragt, wie ich denn eigentlich dazu käme, mich um sein Spezialgebiet zu kümmern, ja sogar darüber berichten zu wollen, denke ich an folgende Bemerkungen des großen Kulturhistorikers Egon Friedell:

»Will in Deutschland jemand etwas öffentlich sagen, so entwickelt sich im Publikum sogleich Mißtrauen in mehrfacher Richtung: Zunächst, ob dieser Mensch überhaupt das Recht habe ›mitzureden‹ oder ›kompetent‹ sei; sodann, ob seine Darlegungen

An der Schwelle des neuen Jahrtausends

Nur noch 11 Monate und 41 Jahre bis zum Jahre 2000

nicht Widersprüche und Ungereimtheiten enthalten; und schließlich, ob es nicht etwa ein anderer schon vor ihm gesagt habe. Es handelt sich, mit drei Worten, um die Frage des Dilettantismus, der Paradoxie und des Plagiats.

Was den Dilettantismus anlangt, so muß man sich klarmachen, daß allen menschlichen Betätigungen nur so lange eine wirkliche Lebenskraft innewohnt, als sie von Dilettanten ausgeübt werden. Nur der Dilettant, der mit Recht auch Liebhaber, Amateur genannt wird, hat eine wirklich menschliche Beziehung zu seinen Gegenständen. Nur beim Dilettanten decken sich Mensch und Beruf, darum strömt bei ihm der ganze Mensch in seine Tätigkeit und sättigt sie mit seinem ganzen Wesen, während umgekehrt allen Dingen, die berufsmäßig betrieben werden, etwas im üblen Sinne Dilettantisches anhaftet: irgendeine Einseitigkeit, Beschränktheit, Subjektivität, ein zu enger Gesichtswinkel. Der Fachmann steht immer zu sehr in seinem Berufskreise, er ist daher fast nie in der Lage, eine wirkliche Revolution hervorzurufen: er kennt die Tradition zu genau und hat daher, ob er will oder nicht, zuviel Respekt vor ihr. Auch weiß er zuviel Einzelheiten, um die Dinge noch einfach genug sehen zu können, und gerade damit fehlt ihm die erste Bedingung fruchtbaren Denkens.«

Gesucht werden: interessante Fragen und neue Ideen

Diese Worte habe ich nicht nur zitiert, um mir für meine monatlichen Berichte ›An der Schwelle des neuen Jahrtausends‹ selbst Mut zu machen, sondern auch um den Lesern dieser Rubrik ein wenig Mut zu geben. Es ist nämlich die Absicht, stets etwa ein Drittel des zur Verfügung stehenden Raumes für Fragen und Anregungen aus dem Kreise der Leser freizuhalten. Gerade weil Sie, lieber Leser, kein ›Fachmann‹ sind, sollen Sie an dieser Stelle Fragen aufwerfen oder Gedanken äußern, die dann den Spezialisten wertvolle Anregungen geben können.

Unsere Zeit sehnt sich nach Menschen, die wieder einen Blick für das Ganze entwickeln. Mehr noch: Sie braucht solche Persönlichkeiten dringend, denn die wachsende Verkettung aller Menschen und Dinge erfordert, daß zum Beispiel ein Staatsmann heute auch etwas von Physik, von Biologie, von Soziologie zu verstehen hat, ein Wissenschaftler aber in einer Zeit, da das zunächst scheinbar unschuldigste seiner Gedankenkinder zu einem menschheitsbedrohenden Monstrum heranwachsen kann, auch politisch zu denken lernen muß. Es dürfte heute eigentlich keinen Unternehmer, keinen Techniker geben, der, wenn er eine neue Fabrik baut oder eine neue Erfindung macht, nicht auch gleichzeitig an die vielfältigen biologischen, medizinischen, psychologischen und sozialen Folgen seiner Schöpfung denkt.

Ein Kristallisationspunkt?

Gewiß, ohne die Hilfe und Zusammenarbeit von Spezialisten ist ein solches einheitliches und gesamtverantwortliches Handeln nicht möglich. Aber nur wenn immer mehr Persönlichkeiten mit Übersicht und Weitsicht heranwachsen, wird solche Gemeinschaftsarbeit der Fachleute im Dienste des Ganzen mehr und mehr zu einer Selbstverständlichkeit werden.

Romano Guardini, der große deutsche Philosoph und Theologe, hat gesagt, daß der heutige Mensch so, wie er ist, die Gefahren, die aus der kulturellen Entwicklung der letzten Jahrhunderte für sein äußeres Leben wie für sein inneres Heilsein erwachsen, nicht meistern kann, weil er kein voller, sondern ein unvollständiger Mensch ist; weil er jene Distanz vom unmittelbaren Geschehen im Laboratorium, Werk und Büro, wie sie notwendig ist, um Zusammenhänge von solcher Tragweite verstehen zu können, nicht mehr hat; die Maßstäbe, nach denen Dinge beurteilt werden müssen, von welchen morgen die Existenz aller abhängen wird, nicht mehr sieht.

An dieser Stelle soll durch den Brückenschlag von der Kunst zur Technik, von der Ethik zur Physik, von der Biologie zur Religionswissenschaft, von Beruf zu Beruf, von Land zu Land, von Ideologie zu Ideologie ein wenig dazu beigetragen werden, daß wir nicht blind, sondern sehend ins neue Jahrtausend eintreten. Vielleicht entsteht hier ein geistiger Kristallisationspunkt. Es ist ein Experiment, aber ein Experiment, das glükken kann . . . Darum sollten wir es miteinander versuchen. Was sagen Sie dazu?

Robert Jungks erste Frage an die KRISTALL-Leser:

Soll sich auch der Laie um die großen Probleme der Wissenschaft kümmern?



Foto: Ga

Robert Jungk, der Vermittler zwischen Mensch und moderner Technik

Ich war

VON BORIS MORROS



Foto: AP

Die sowjetische Botschaft in Washington: ein Zentrum des Spionagenetzes

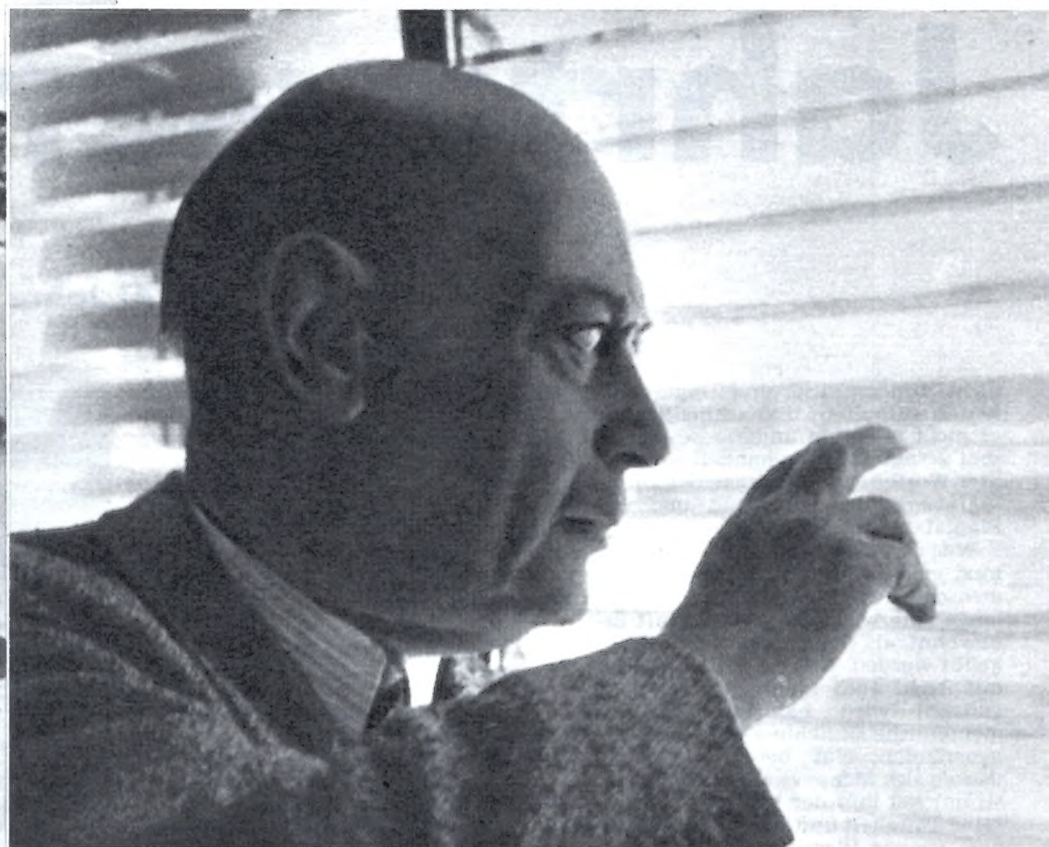


Foto: P.P.R.

Boris Morros, Filmproduzent in Hollywood, trieb als FBI-Agent zehn Jahre lang mit den Sowjets ein Doppelspiel — bis er an einer Frau scheiterte.

Der Mann, der im Mittelpunkt der gesamten Weltöffentlichkeit steht, weil er zahllose sowjetische Spionageringe in USA sprengen half, schreibt seine Geschichte. KRISTALL veröffentlicht sie als einzige deutsche Zeitschrift.

Geheime Armeen ziehen täglich in die Schlacht. Nicht mit Kanonen. Nicht mit Bomben. Nicht in Uniform. Die Soldaten dieser Armeen stürmen nicht mit Hurra gegnerische Festungen; und ihre Siege sind nicht vom Geknatter der MG und dem Pulverdampf der Artillerie begleitet. Wir haben doch Frieden.

Dort aber, an der Straßenbahnhaltestelle, vollzieht sich gerade ein Gefecht. Niemand bemerkt es: Ein Kennwort. Ein Blick. Ein Papier wechselt den Besitzer — ein Sieg ist errungen.

Oder da drüben in dem kleinen Lokal: Ein Foto hinter der vorgehaltenen Hand. Ein belastender Brief. Ein Erbleichen. »Wollen Sie für uns arbeiten?« »Ja.«

Ungezählt sind die Kriegsschauplätze, wo sich täglich die Gefechte der geheimen Front vollziehen. Es ist das uralte Geschäft der Kundschafter. Aber in unserer Zeit der Atomreaktoren, der Weltraumraketen, der Machtblöcke ist es teuflischer geworden. Es wird um höhere Einsätze gespielt. Und es sind große Spieler, die ans ›Roulette‹ treten. Vor zehn Jahren kam ein solcher Generalstabsoffizier der geheimen Armee des Kreml in Kanada über die grüne Grenze nach USA: Ivanowitsch Abel ging an die Front. Dieser Oberst des sowjetischen Geheimdienstes war der genialste und technisch begabteste Agent Moskaus. Was er in den Vereinigten Staaten leistete, war beispiellos. Er arbeitete mit allen modernen Tricks: mit durchbohrten Ohrclips, in denen er seine chiffrierten Berichte beförderte; mit hohlen Dollarstücken; mit unsichtbarer Tinte. Zehn Jahre arbeitete er ungehindert so. Und dann wurde er doch gefaßt. Warum?

Warum platzten in den letzten Monaten in USA die kommunistischen Spionageringe am laufenden Band? Warum gingen die ältesten Füchse in die Fallen der amerikanischen Geheimpolizei, der FBI? Warum?

Wir können heute die Antwort geben: Weil fast auf den Tag um die Zeit, da Ivanowitsch Abel mit falschen Papieren über die kanadische Grenze ging, im Büro der amerikanischen FBI in Los Angeles ein merkwürdiger Mann auftauchte und sagte: »Ich heiße Boris Morros und ich stehe im Dienst der sowjetischen Spionage. Aber ich will nicht mehr. Was kann ich tun?« Die FBI-Leute sagten ihm, was er tun könne. Und so begann das Kapitel Boris Morros, die Geschichte eines Gegenspions. Sie dauerte zehn Jahre.

Es sind schon viele erregende Geschichten über Spione geschrieben worden. Aber eine Geschichte wie die von Boris Morros gab es noch nicht. Dieser gebürtige Russe und weltweit bekannte Hollywooder Filmmusiker hat zwölf Jahre eine Rolle gespielt, wie sie sich kein Hollywood-Filmautor besser ausdenken kann. Er hat in Moskau von höchsten sowjetischen Geheimdienstgeneralen Befehle empfangen. Er hat in Paris mit den Experten der roten Spionage konspiriert. Er hat tief ins Räderwerk der roten geheimen Front geblickt. Er hat es fertiggebracht, daß ihn die mißtrauischen sowjetischen Spionagechefs als einen ihrer Meisteragenten betrachteten, während er in Wirklichkeit ein Meisterspion der FBI war. Zehn Jahre lang!

Aber auch für Morros kam das Ende. Er scheiterte an einer Frau: An Martha Dodd-Stern, der Tochter des ehemaligen amerikanischen Botschafters in Berlin, die seine Gegenspielerin wurde.

Die kühne Abenteuerin Martha Dodd, die blutjung bereits dem sowjetischen Geheimdienst verfiel und vom Kreml ausersehen wurde, die Geliebte Adolf Hitlers zu werden — die in Berlin, in New York, in Moskau und in Washington als eine jener glanzvollen bürgerlichen Figuren die Geschäfte Moskaus betrieb — diese Frau mißtraute Boris Morros aus weiblichem Instinkt. Der Kreml jedoch hörte lange nicht auf ihre Warnungen. Bis . . .

Eines Tages fährt Boris Morros in dem Münchner Hotel ›Bayerischer Hof‹ in seinem Bett hoch, weil es dreimal an seine Tür klopfte. Morros wird blaß. Was ist los? Wer kommt jetzt?

Aber das erfahren wir von Boris Morros selbst:

Spion in Moskau

Der Agent erzählt selbst

Ich hatte Angst. Zum erstenmal in meinem Leben saß mir der Schreck im Genick. Es war in München, am 19. Januar 1957. Ich war überzeugt, daß es mir jetzt an den Kragen ging. Denn es mußte mir an den Kragen gehen, wenn die Sowjets entdeckt hatten, daß ich sie zehn Jahre lang täuschte, zum Narren hielt, verriet — daß ich ein amerikanischer Gegenspion war. Daß ich zehn Jahre lang im russischen Sicherheitsdienst gearbeitet, in Wahrheit aber ihre Geheimnisse an ›den Feind‹ weitergegeben hatte.

Natürlich — einmal mußte ein solches ›Spiel‹ zu Ende gehen. Und jetzt war es offenbar soweit. Ich warf mich in meinem Hotelbett im ›Bayerischen Hof‹ hin und her und zuckte bei jedem Geräusch zusammen.

Wie würden sie mich wohl beseitigen? Würden sie mich erschießen, wie den französischen Priester im Wiener Prater? Würde ich den langsamen Tod sterben müssen, wie mein ehemaliger sowjetischer Chef Alexander Korotkow im Lubjanka-Gefängnis in Moskau? Oder würde ich wie die drei ›ungetreuen‹ jugoslawischen Beamten einfach aus einem D-Zug verschwinden während der Fahrt durch einen Tunnel?

Unwillkürlich begann ich, Rechenschaft für meine letzten zehn Jahre zu geben. Zehn Jahre hatte ich als Gegenspion wie in einem erregenden Spiel verbracht. Ich hatte mich in die Intrige verliebt. Mir kam es so vor, als ob ich eine Rolle in einem meiner eigenen Filme spielte. Und wenn ich mit den Männern der russischen GPU zusammengetroffen war und wir Wodka und Kaviar genossen, erschienen sie mir wie Schauspieler einer Hollywooder Bühne. Jetzt aber, wo ich im Dunkeln liege und nicht schlafen kann, spüre ich zum erstenmal den Ernst meiner Situation.

Endlich geht die Sonne auf. Ich liege immer noch wach. Da — ein Geräusch. Jemand kommt durch die Hotelhalle. Ich blicke auf meine Uhr. Es ist 6 Uhr 55. Die Fußtritte kommen näher. Ich setze mich im Bett auf. Vor meiner Tür bleibt jemand stehen. Es klopft — einmal, zweimal, dreimal. Ich verhalte mich still. Wie ein Kreisel dreht sich die Frage in meinem Gehirn: Wie konntest du, Boris Morros, Filmproduzent, ein Künstler, dem Gewalt zuwider ist, in solche Sache verstrickt werden?

Wie ich Spion wurde

Es begann mit einem Zufall im Jahre 1933. Ich war Leiter der Bühnenschauen für alle Paramount-Kinos in New York. Jede Woche prüfte ich neue Talente. Eines Tages kam ein Manager mit einem Sängerknaben zu mir. Der Junge hatte eine gute Stimme. Ich nahm mich seiner an, gab ihm den Künstlernamen Bobby Breen. Er machte Karriere. Eines Tages kam der gleiche Manager wieder und fragte mich:

»Sagen Sie, wollen Sie nicht Leo Trotzki unter Vertrag nehmen?«

»Sind Sie verrückt?« fragte ich dagegen, »was sollen denn die Paramount-Kinos mit einem russischen Konterrevolutionär?« Ich warf den Mann hinaus.

»Ich weiß nicht, warum ich ›Konterrevolutionär‹ sagte. Es war mir auch nicht bewußt, daß ich damit die amtliche Lesart der Stalinisten übernommen hatte. Ich weiß auch nicht, was mein Besucher bezweckte. Jedenfalls — wenn er meinen Einwand stalintreuen Sowjets berichtet haben sollte, so mußte ich in ihren Augen für einen Feind Trotzkis und damit für einen potentiellen Freund Stalins gehalten werden.

Einige Zeit später besuchte mich ein russischer Beamter der Handelsdelegation, der sich als Gregori Melamed vorstellte. Zu meiner Überraschung fragte er mich, ob ich nicht Lust hätte, durch ihn Lebensmittelsendungen an meine Eltern in Rußland zu schicken. Und ob ich nicht Freude daran hätte, wenn mich mein Vater — meine Mutter war krank — besuchen würde.

Das war ein ungeheuerliches Angebot. Ich war nämlich Petersburger und hatte erst 1920, wie so viele andere, 25jährig, Rußland als Flüchtling verlassen. Meine Eltern, meine beiden Brüder und viele andere Familienangehörige aber waren in Rußland geblieben.

Damals, als mich Melamed besuchte, hatten die Vereinigten Staaten die UdSSR noch nicht anerkannt, und darum war sein Hilfsangebot so phantastisch. Ich dankte ihm überschwänglich.

»Aber Sie müssen mir auch einen Gefallen tun«, sagte er, »ich habe gehört, Sie wollen Trotzki unter Vertrag nehmen. Tun Sie das nicht!«

»O. k.«, sagte ich. »Ich nehme ihn nicht.«

So tat ein Sowjet mir persönlich einen großen Gefallen, damit ich etwas unterließe, was ich ohnehin nicht getan hätte. Dachte ich! Melamed, der später sowjetischer Vizekonsul in New York wurde, schickte tatsächlich die Pakete und brachte auch meinen alten Vater zu einem sechswöchigen Besuch in die Staaten. Ich dachte mir bei alledem nichts.

In Wirklichkeit war diese harmlos scheinende Geste der Anfang. Ich begann mich in ein großes Netz zu verstricken. Drei Jahre später zog sich dieses Netz zusammen.

Ich war damals Generalmusikdirektor der Paramount-Filmgesellschaft geworden. Eines Tages suchte mich ein Mann namens Edward Herbert auf. Er käme von Gregori Melamed, sagte er. Herberts Englisch klang stark russisch.

»Melamed ist nicht mehr im Lande«, begann er, »aber ich kann Ihnen auch behilflich sein, ihre Pakete in die Sowjetunion zu bringen.« Und ohne weitere Umschweife sagte er: »Ich gehe jetzt nach Deutschland, um eine antinazistische Organisation aufzuziehen. — Sind Sie auch gegen die Nazis?«

»Natürlich!« antwortete ich.

»Ja, wissen Sie«, sagte er, »um mich in Deutschland ungehindert bewegen zu können, brauche ich irgendeine Bescheinigung, daß ich für eine amerikanische Firma arbeite. Könnten Sie mir nicht bescheinigen, daß ich für Sie auf Talentsuche bin?«

Das schien mir wirklich eine kleine Bitte. Ich bescheinigte ihm, was er wünschte. Er bat mich noch, ich solle ihm gelegentlich schreiben, damit man in Deutschland auch an seinen Beruf glaube.

An einem Dezemberabend, fünf Jahre später — ich brachte gerade den Film ›Geschichten über Manhattan‹ heraus — ging ich auf die Party eines der Schauspieler. Unter den Gästen war ein Bär von einem Mann, ein Russe, der mich freundlich anlächelte. Er nahm mich beim Arm, ging mit mir in den Garten und flüsterte: »Nennen Sie mich nicht Edward Herbert. Vergessen Sie, daß Sie mich unter diesem Namen kannten.« Er war so dick geworden, daß ich ihn tatsächlich nicht wiedererkannt hatte. »Ich bin in Wirklichkeit Wassilij Mihailowitsch Zubilin«, fuhr er fort. »Sie können mich in der Sowjetischen Botschaft in Washington erreichen.« Und nach einer Pause: »Wollen Sie nicht Ihren Vater für immer herüberholen?«

Natürlich begeisterte mich der Vorschlag, denn meine Mutter war inzwischen gestorben und ich hatte mir um meinen 82jährigen Vater Sorgen gemacht. »Sehr gerne«, sagte ich, »sehr gerne, Mr. Zubilin.«

Einige Wochen darauf sah ich Zubilin auf einer russischen Veranstaltung wieder. Ich hatte die Bühnenschau für diese Veranstaltung geliefert und war gerade hinter der Bühne, als er plötzlich auf mich zukam. Er war sehr betrunken. Er drängte mich in eine Ecke: »Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen«, bellte er mich an, »dann tun Sie genau, was ich Ihnen sage! Sie dürfen nicht mit Russen verkehren. Ich will nicht, daß man von Ihnen sagt, Sie verkehrten mit Russen.« Ich begriff erst später, was es mit diesem ›Rat‹ auf sich hatte: Ich sollte mich bei dem amerikanischen Geheimdienst, der FBI, nicht verdächtig machen.

Das nächste Mal sah ich Zubilin im Mai 1942 wieder, als ich ihn in Washington aufsuchte, um über die Einreise meines Vaters mit ihm zu sprechen. »Gut«, sagte er, »ich werde Ihren Vater 'rüberbringen, aber Sie müssen dafür ›bezahlen‹.« Er beugte sich zu mir und fuhr grinsend mit drohendem Unterton fort: »Sie wissen genau, daß ich Schulden eintreiben kann. Mein Arm ist lang. Ich bin stark, und Sie haben keine Muskeln!« Dann gab er mir die Adresse einer Frau namens Leah Malament in New York City, über die ich ihn erreichen könnte. Denn ich solle ihn niemals in der Botschaft aufsuchen oder anrufen.

Am 20. Januar 1943 traf mein Vater in den Vereinigten Staaten ein. Kurz darauf erschien Zubilin unerwartet bei mir zu Hause in Hollywood. Er brachte Wodka und Kaviar mit, um mit mir die Ankunft meines Vaters zu feiern. Diesmal war er sehr freundlich: »Wissen Sie«, klopfte er mir auf die Schulter, »Sie haben mir das Leben gerettet. Ihre Briefe, die Sie mir nach Deutschland geschrieben haben, waren eine gute Tarnung für meine Arbeit dort. Jetzt könnten Sie mir noch ein paar weitere Briefe



Foto

Martha Dodd-Stern, attraktive Tochter des ehemaligen US-Botschafters in Berlin während der Hitlerzeit, warnte den Kreml mehrmals vor Morros. Sie war Sowjetagentin, wahrscheinlich auch schon zu jener Zeit in Berlin.

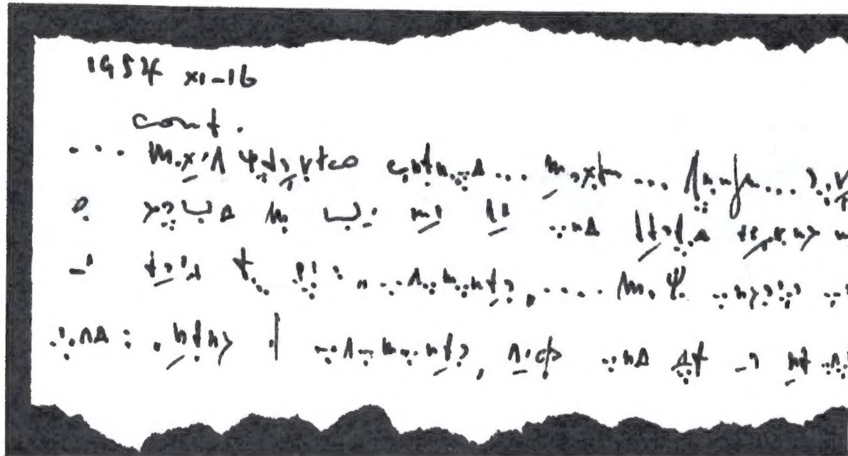


Foto: P. P. R.

In Geheimschrift unter Verwendung griechischer, arabischer, altchaldäischer Zeichen verfaßte Morros seine Notizen über geheime Spionage-Treffen.

geben — für andere ›Talentsucher‹!« »In Deutschland?« fragte ich. »Hm, nicht nur in Deutschland«, antwortete er lakonisch.

Da begann ich zu ahnen, was sich mir bald bestätigen sollte, nämlich, daß Zubilin Kopf eines sowjetischen Spionageapparats in den Vereinigten Staaten war. Ich entschloß mich, Notizen über unsere Zusammenkünfte zu machen. Diese Notizen schrieb ich in griechischen, arabischen oder altchaldäischen Schriftzeichen, die ich früher einmal gelernt hatte. Auf diese Weise hielt ich es für sicher, daß nur ich selbst die Aufzeichnungen lesen konnte.

Als ich Zubilin erklärte, daß ich nicht mehr für Paramount arbeite und darum auch keine ›Talentsucher‹ einstellen könne, kam er mit einem anderen Vorschlag: »Sie haben doch auch ein Schallplattengeschäft?« fragte er. Ich nickte. »Lassen Sie uns daraus eine große Gesellschaft machen«, schlug er vor. »Dann können meine Leute als Vertreter dieser Firma durch ganz Nord- und Südamerika reisen. Ich habe außerdem ein tolles Ehepaar an der Hand, das das Geld aufbringen kann und Ihnen viel Arbeit abnehmen würde.«

Das war der Anfang einer Reihe sehr wichtiger Ereignisse, die ich mir in Geheimschrift notierte:

14. Dezember 1943: Ein Anruf von Zubilin aus Washington. Alles sei in Ordnung. Ich solle sofort nach New York kommen und Leah Malament brieflich meine Ankunft mitteilen.

21. Dezember 1943: Ich traf in New York ein und verabredete mich mit Zubilin für den nächsten Tag.

22. Dezember 1943: Fuhr mit Zubilin auf eine Farm bei Ridgefield, Connecticut, wo er mich mit Martha und Alfred Stern bekannt machte. Zwei kultivierte Leute aus guten bürgerlichen Kreisen. Sehr reich. Gebildet.

Ich erinnerte mich, Martha Stern vor Jahren schon einmal in den Studios der 20th Century Fox gesehen zu haben. Damals hieß sie allerdings noch Dodd und arbeitete an einem Filmmanuskript, das sie nach ihrem Buch ›Through Embassy Eyes‹ schrieb. Das Buch handelte davon, was sie als Tochter des ehemaligen US-Botschafters William E. Dodd während der Hitlerzeit in Berlin erlebt hatte.

Es war für mich überraschend, die Botschafter-Tochter im Gefolge des sowjetischen Agentenchefs Zubilin zu treffen. Damit bekam für mich ihre Berliner Vergangenheit einen besonderen Akzent. Wie sie in ihrem Buch beschrieb, war sie in Berlin nahe daran gewesen, die Geliebte Adolf Hitlers zu werden. Jedenfalls hatte sie der damalige Vertraute Hitlers, Putzi Hanfstaengel, in die persönliche Umgebung Hitlers eingeführt. Martha Dodd erzählt von ihrem Teebesuch bei Hitler, wo Hitler aber kein besonderes ›Entgegenkommen‹ gezeigt habe. Im Lichte dessen, was später über die Beziehungen Martha Dodds zum sowjetischen Geheimdienst bekannt wurde, ist es durchaus möglich, daß ihr Versuch, in Hitlers vertrauten Kreis zu gelangen, ein Befehl des Kremls war.

Aber kehren wir zurück zu unserer Zusammenkunft auf der Farm bei Ridgefield. Nachdem mich Martha Stern, alias Martha Dodd, höflich begrüßt hatte, küßte und umarmte sie den dicken Zubilin. Ihr Mann sah ungerührt zu. Martha und Zubilin schienen sich schon lange und gut zu kennen.

Zubilin war aufgeräumt und fröhlich. Stern, ein Millionär, sei der richtige Mann, um mein Musikgeschäft zu leiten, sagte er. Ich solle ihn anlernen, bis das Geschäft in Schwung sei. Dann könne ich mich zurückziehen. Die Firma würden dann Alfred und Martha Stern weiterführen. Und jetzt wurde Zubilin ganz deutlich: Die Sterns hätten dann ›seine‹ Leute so einzusetzen, daß sie als Vertreter unserer Musikgesellschaft innerhalb der Vereinigten Staaten und Südamerikas ungehindert herumreisen könnten. Er selber würde die Leute aussuchen — alles ›hochintelligente Männer, die mehrere Sprache beherrschen‹, wie er betonte —, während Stern und Martha sie überwachen müßten.

Stern war bereit, 130 000 Dollar für die Gesellschaft aufzubringen. Ich muß zugeben, daß die Aussicht auf ein Kapital von 130 000 Dollar mit 25 Prozent Gewinnanteil für ein Geschäft, in das ich selbst nur 6000 Dollar investieren konnte, mich fasziniert hatte. Doch ich sollte dauernd Ärger mit den Sterns haben, denn sie mischten sich auch ständig in die musikalische Seite unseres Unternehmens ein. In meinen Notizen befinden sich folgende Bemerkungen:

20. März 1944: Anruf aus New York. Stern sprach zuerst über geschäftliche Dinge. Dann gab er den Hörer an Frau Zubilin weiter. Sie sagte mir, daß ihr Mann mich gern gesprochen hätte, und fragte, ob ich nicht so bald wie möglich nach New York kommen könne.

22. März 1944: In New York angekommen, traf ich mich zuerst mit Stern. Er erzählte mir, daß Zubilin die Vereinigten Staaten verlassen würde und daß ihm das leid täte.

Im Laufe des Tages traf ich Zubilin. Er führte mich in das chinesische Restaurant ›Ferner Osten‹. Es war ein großes, dunkles Lokal und fast leer. Durch den Raum grölte Schallplattenmusik. Wir durchquerten das ganze Lokal. Hinten in einer Nische saß ein großer, dunkler Mann, etwa Mitte Dreißig. Zubilin begrüßte ihn, machte uns bekannt: Jack Soble.

Zubilin erzählte mir, er wäre gerade zum General ernannt worden und würde in die Sowjetunion zurückkehren. Soble sei jetzt mein und Sterns neuer Boß. Er warnte mich davor, mit jemand anderem als mit Soble Verbindung aufzunehmen. Er, Zubilin, würde immer erfahren, ob ich gut für ihn arbeitete. Meiner übrigen Familie, die noch in Rußland lebte, würde es nur so lange gut gehen, solange ich seine Anordnungen ausführen würde.

Während unseres ganzen Zusammenseins dröhnte die Musikbox. Ich hatte den Eindruck, als hätte Soble schon eine ganze Weile dort gesessen, nur die Gäste an seinem Tisch hatten gewechselt: Der neue König hält Hof, und der scheidende König führt ihm seine Untergebenen vor.

In diesem Lokal sah ich Wassilij Zubilin zum letzten Mal. Ich arbeitete jetzt nur noch mit Soble. Er gab sich viel Mühe, das ungemütliche Verhältnis zwischen den Sterns und mir zu bessern. »Das wichtigste ist die Sache«, war seine ständige Rede. Zuerst war er mißtrauisch gegen mich und drohte mir sogar, meiner Familie in Rußland etwas anzutun. Aber dann sah er doch ein, daß zwischen mir und den Sterns nichts zu kitten war. Schließlich stimmte er der Auflösung unserer Gesellschaft zu. Ich zahlte 100 000 Dollar an Stern zurück, und er gab mir über die fehlenden 30 000 Dollar, die größtenteils Zubilin erhalten hatte, eine Abrechnung.

Bei dieser Auflösung unserer Gesellschaft im Mai 1945 sah ich beide Sterns zum letzten Mal. Mit Soble und seiner Frau freundete ich mich näher an. Sie erzählten mir, wie die Sterns Agenten für ihren Spionagering ausbildeten und daß diese Berichte über amerikanische Verteidigungsgeheimnisse an Soble weitergaben. Später erfuhr ich von Soble, daß Martha Stern einen vernichtenden Brief über mich nach Moskau geschickt hatte. Darin habe sie mir nachgesagt, einen so bewährten alten Sowjet-Agenten wie Alfred Stern schlecht behandelt zu haben. Soble beruhigte mich damit, daß er mich auf einer seiner Reisen nach Moskau rehabilitiert habe. Doch noch lange Jahre danach sollte mich dieser Brief von Martha Dodd-Stern verfolgen.

Wer war Soble?

Soble und seine Frau waren in Litauen geboren. Beide arbeiteten für den sowjetischen Geheimdienst; er war sogar seit 30 Jahren Mitglied des Sicherheitsdienstes. In Rußland trug er die Uniform eines Obersten. Lawrenti Berija, der Oberbefehlshaber der NKWD, teilte Soble im Jahre 1940 das ›amerikanische Arbeitsgebiet‹ zu. Damals gaben ihm die Sowjets ein kleines Café in New York, bis er die amerikanische Staatsbürgerschaft erhielt und den begehrten US-Paß besaß. Dann siedelte er nach Frankreich über und wurde Bürstenfabrikant in der Nähe von Paris. ›Seine‹ Fabrik hatte die Sowjetregierung gekauft.

Je häufiger ich mit Soble zusammentraf, desto ungemütlicher wurde mir zumute. Ich hoffte immer, alles würde verschwinden, wenn ich einfach nicht mehr daran dachte. Zubilin war weg, und mit den Sterns war ich fertig. Aber da blieb Soble.

Am 14. Juli 1947 notierte ich mir: Heute wurde mir klar, daß ich all das nicht länger mitmachen kann. Ich weiß zwar, daß bisher nichts passiert ist, aber es ist ein Zustand, der zu ungeheuerlichen Dingen führen kann. Ich muß etwas dagegen unternehmen.

Ich landete schließlich im Büro des US-Sicherheitsdienstes in Los Angeles. Die beiden Beamten des amerikanischen Geheimdienstes, mit denen ich sprach, behaupteten, alles zu wissen, was ich seit meinem ersten Zusammentreffen mit Zubilin getan habe. Tatsächlich existierte ein vollständiger Bericht über meine erste Begegnung mit Soble in jenem chinesischen Restaurant in New York. Ich erklärte mich bereit, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Wir wurden uns einig. Die Verbindung mit Soble sollte aufrechterhalten bleiben. In dem Gefühl, mein Gewissen erleichtern zu können, reizte mich dieses gefährliche Doppelspiel. Ein junger FBI-Mann wurde mein ständiger Begleiter. Sein Name war Bob. Er wurde mein Privatsekretär.

Im nächsten Heft: »Sie werden wegen schlechter Behandlung der Sterns erschossen!« Kalte Augen sehen mich an.



Foto: UP

Jack Soble, in Litauen geboren, war zwölf Jahre lang Chef des sowjetischen Spionagerings in den USA, bis Morros ihn dem FBI ausliefern konnte.

AUS DEN LOGBÜCHERN  DER ASTOR-FLOTTE

Die Brigg „Sylph" des Reeders Astor im Sturm vor Kap Hoorn

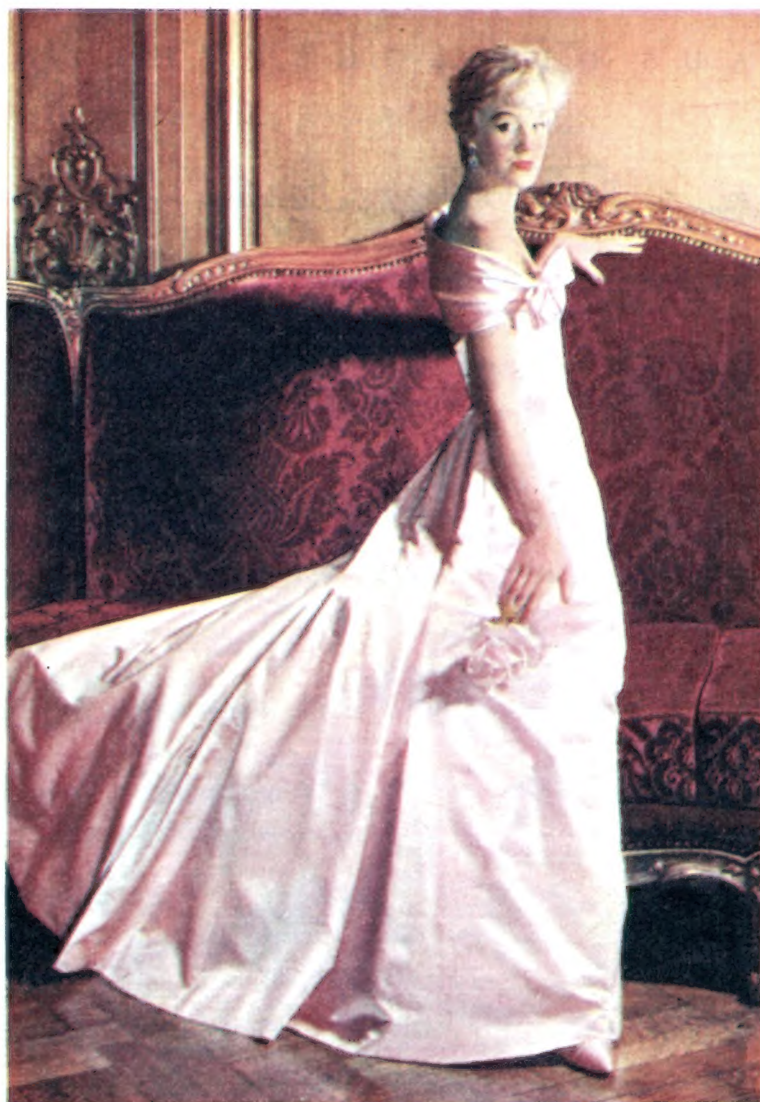
Die schnelle, elegante Brigg „Sylph" trägt die Nummer vier auf der Schiffsliste der jungen Handelsflotte des Reeders Johann Jakob ASTOR, New York. Den scharf gebauten, voll getakelten Zweimaster vertraut man dem Kapitän John Whetten an, einem Neffen der Frau ASTOR. Er soll eine wertvolle Ladung nach China bringen: 92000 Dollar in gemünztem Silber. Von den Mandarinen in Canton kauft man dafür Tee, farbige Seiden, gelben und weißen Nanking-Kattun, Porzellan und Gewürznelken. – Die Reise nimmt fast das ganze Jahr 1809 in Anspruch. Sie verläuft glücklich. Nur am Kap Hoorn jagt der Weststurm die Brigg rücksichtslos vor sich her, doch benimmt sie sich, laut Logbuch, „wie eine Dame ..."



ASTOR

Waldorf-Astoria Cigaretten

MIT UND OHNE FILTER



Fotos: Flachenecker

Zum Tanze bittet dieses mädchenhafte Abendkleid aus rosafarbenem Seidentaft. Wie eine Schleppe fällt die hintere Weite des Rockes. Balmain, noch vor zehn Jahren ein unbekannter Modezeichner, ist heute einer der berühmtesten Modeschöpfer der Welt.

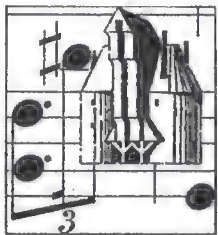
Zur Ballsaison

Zwei Modelle des Pariser Modeschöpfers

Pierre Balmain

Edel und streng wirkt die Silhouette dieses großen Abendkleides aus violettem Musselin. Pierre Balmain, der 43jährige Pariser Modeschöpfer, hat es entworfen. Das blusige Oberteil, das bei Balmain meist hochgeschlossen ist, der zum Knie sich verjüngende und dann weich auseinanderfallende Rock sind typisch für die Modelinie dieses Winters. Auch bei den Abendkleidern macht sich Diors ›Spindellinie‹ bemerkbar.

Wir notieren

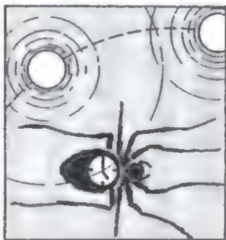


Ostdeutsche Musikgeschichte. Eine Forschungsstelle für ostdeutsche Musikgeschichte gründete der Freiburger Musikwissenschaftler Professor Wiora. Die Forschungsstelle soll in enger Zusammenarbeit mit den etwa 30 deutschen Fachleuten für ostdeutsche Musik alle Unterlagen über das ostdeutsche Musikgut sammeln, sowohl Partituren als auch geschichtliche und sozialwissenschaftliche Dokumente. Neben der Sammlung und wissenschaftlichen Bearbeitung des Materials will die Forschungsstelle die wichtigsten Werke ostdeutscher Komponisten neu herausgeben und Schallplattenaufnahmen von ihnen herstellen lassen.

Ostdeutschland hat eine Reihe hervorragender Musiker hervorgebracht, die jedoch heute nur noch wenig bekannt sind. Zu ihnen gehört Heinrich Albert, der als erster Meister des deutschen durchkomponierten Liedes gilt. Seit Kriegsende ist die Beschaffung von Quellenmaterial über ostdeutsche Musik sehr schwierig. Die Forschungsstelle wurde gegründet, weil die Gefahr besteht, daß wichtige Dokumente verlorengehen.

Luft aus der Eiszeit. Amerikanische Wissenschaftler untersuchten in der Arktis Luft aus der Eiszeit auf ihre Zusammensetzung. Sie entnahmen sie aus Luftblasen im Eis, das sich seit der Eiszeit erhalten hat. Der Sauerstoffgehalt dieser Luft war geringer als in der heutigen Atmosphäre.

Damit wurden zum ersten Male Reste der Atmosphäre aus früheren Erdzeitaltern untersucht. Die Ursachen für den geringeren Sauerstoffgehalt der Eiszeitluft sind nicht bekannt.



Die innere Uhr der Spinnen. Daß Spinnen sich nach dem im Laufe des Tages wechselnden Sonnenstand orientieren und daher einen Zeitsinn haben müssen, wiesen italienische Forscher nach. Werden Uferspinnen auf eine offene Wasserfläche gebracht, so flüchten sie auf dem kürzesten Wege zum Land. Spinnen, die man am Ufer eines Sees gefangen hatte, setzte man im Laboratorium auf eine Wasserfläche. Eine Lampe stellte die Sonne dar. Bei ihrer Flucht nahmen die Spinnen stets eine bestimmte Richtung, die ihnen vom Seeufer gewohnt war, und zwar ›errechneten‹ sie sie aus der Tageszeit und dem Standort der Lampe = Sonnenstand.

Wie bei Bienen, deren Zeitsinn bereits länger bekannt ist, konnte auch bei Spinnen kein spezifisches Organ für den Zeitsinn gefunden werden. Aus der Tatsache, daß die innere Uhr der Spinnen bei mehrstündigem Aufenthalt im Kühlschrank ›nachging‹, schließt man, daß der Zeitsinn an einen Stoffwechselprozeß gebunden ist, dessen Intensität von der Temperatur abhängig ist.

Internationales Schiff zur Tiefseeforschung. Die internationale Union für Geodäsie und Geophysik beschloß kürzlich in Toronto (Kanada), ein Schiff auszurüsten, das nur der Tiefseeforschung dient.

Fast die Hälfte der Erdoberfläche ist mit Tiefsee bedeckt. Als Tiefsee werden die Regionen der Ozeane bezeichnet, die mehr als 3500 bis 4000 Meter tief sind. Unter den zahlreichen noch ungelösten Rätseln der Tiefsee sollen zunächst die Richtungen und Geschwindigkeiten von Meeresströmungen untersucht und weltweite Karten über die wechselnde chemische Zusammensetzung des Tiefseewassers angelegt werden.



Schmerzstillende Mittel führen zu Unfällen. Auf eine bisher wenig beachtete Ursache von Verkehrsunfällen machte der Bonner Gerichtsmediziner Professor Elbel jetzt bei einer verkehrsmedizinischen Tagung in Stuttgart aufmerksam: die Wirkung schmerzstillender Mittel.

Je nach ihrer Zusammensetzung können schmerzstillende Mittel auf zwei Wegen zu Verkehrsunfällen führen: 1. Sie wirken über die Groß- und Zwischenhirnrinde dämpfend und lindern nicht nur Schmerzen, sondern setzen auch die Aufmerksamkeit und Reaktionsfähigkeit des Fahrers herab. 2. Sie versetzen den Fahrer in gehobene Stimmung und verführen ihn dadurch zu Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit.

Zeichnungen: Einicke

MODELLKLEIDUNG TOPP & FRANCK

53



Die schöne Brille



Ein Attribut der Mode

In Amerika besitzen viele Frauen drei, vier und auch fünf verschiedene Brillen, geschickt abgestimmt auf Kleider und Hüte, auf Frisur und Tageszeit. Zu dem unschätzbaren Vorteil, wieder gut sehen zu können, verschafft die aparte Brille der Frau von heute einen deutlichen modischen Vorsprung. Ja, die Brille ist oft geradezu das i-Tüpfelchen der Eleganz!

Wann werden Sie sich beim Augenoptiker davon überzeugen, daß Sie mit Brille nicht nur besser sehen, sondern auch besser aussehen können?

In diesen Tagen kehrten vier junge deutsche Bergsteiger von einer der erfolgreichsten Hochgebirgs-Expeditionen in den peruanischen Kordilleren zurück. Sie bezwangen zum ersten Male vier Sechstausender und acht Fünftausender. Mit einer Eselkarawane (rechts) brachen sie auf in eine Welt, in der es auch heute noch auf den Mut jedes einzelnen ankommt.



Throne der weißen Götter

Erster Bericht der deutschen Anden-Expedition

Von ihrem Leiter Günter Hauser



Nur fünf bis zehn Breitengrade unter dem Äquator ragt ein Riesenmassiv aus Eis und Schnee in den blauen Himmel von Peru: die ›Cordillera Blanca‹, die Weiße Kordillere. Sie ist ein Teil jener gewaltigen Gebirgsfalte, die sich von Alaska bis nach Feuerland zieht, der Südspitze Südamerikas. Diese Weiße Kordillere ist das meist vergletscherte Hochgebirge der Tropen. Auf 29 Gipfeln, die über 6000 Meter hoch sind, brennt am Tage eine steile Sonne, weht in der Nacht ein eisiger Wind. Es ist ein ständiges Tauen und Gefrieren, ein ewiger Wechsel zwischen tropischem Tag und polarer Nacht. Es gibt keine zuverlässigen Eisdicken, wie sie in den Alpen vorkommen. Trügerisch glitzernd spannt sich eine dünne Gletscherkruste über Felsspalten und Abgründe. Kurz vor der Jahrhundertwende griffen Bergsteiger zum erstenmal diese ›Throne der weißen Götter‹ an, wie sie die Indios, die Nachfahren der Inkas, scheu bezeichnen. Aber die Götter lachten und schlugen sie zurück. Erst in den dreißiger Jahren und nach diesem Krieg schlossen sich bergbegeisterte Männer — Schweizer, Österreicher, Deutsche, Schweden, Franzosen — zu gutausgerüsteten Expeditionen zusammen und bezwangen Schritt für Schritt die Schneegipfel der südamerikanischen Anden. 1954 führte der ehemalige Luftwaffenoberst Rudel eine deutsch-argentinische Anden-Expedition. 1955 erstiegen Hans Ertl den 6480 Meter hohen Nordgipfel des Illimani, Martin Schießler den 5400 Meter hohen Camas Chico. 1956 bezwang



Gefährliche Himmelsleiter im Schnee. Angeseilt klettert Günter Hauser an den Eisgraten des 5770 m hohen Caracol empor.

St.-Pauls-Fest in Huaras, Peru. Die Indios, Nachkommen der 1533 von Spaniern besiegten Inkas, tanzen und musizieren.

Alle Fotos: Deutsche Anden-Expedition 1957

In der Abendsonne erglüht der Gipfel des 6000 m hohen Nevado Alpamayo, den vier deutsche Bergsteiger als erste bezwangen. Er ist einer der ›schwierigsten‹ Berge der vereisten Cordillera Blanca.

der Österreicher Mathias Rebitsch, der 1955 auch die deutsch-österreichische Himalaja-Expedition geleitet hatte, den Ojos del Salado, der mit seinen 7128 Metern Höhe den bisher als höchsten Anden-Berg geltenden Aconcagua, 7014 Meter, in den Erdkundebüchern entthronte. Und im letzten Jahr waren es wieder vier junge Deutsche, die innerhalb weniger Wochen vier Sechstausender und acht Fünftausender in den peruanischen Kordilleren erstiegen. Die ›Andenrundfahrt 1957 des Deutschen Alpenvereins‹ war eine der letzten klassischen und zugleich erfolgreichsten Hochgebirgs-Expedition.

Anfang April starteten sie in Stuttgart: Günter Hauser, 28, aus Eutingen bei Pforzheim, Horst Wiedmann, 25, Bernhard Huhn, 22, und Friedrich Knauss, 34, alle aus Stuttgart. Hauser hatte bereits an einer Himalaja-Fahrt teilgenommen und leitete die Expedition. In den ersten Maitagen gingen sie in Peru an Land.

»Mit drei Trägern und sieben Lasteseln brachen wir auf in eine Welt, in der nur Pumas, schwarze Bären und Anden-Hirsche leben«, so erzählt Günter Hauser. »In 5000 Meter Höhe, auf einem Felsenpaß, errichteten wir Lager 1. Wir wollten den 6000 Meter hohen Alpamayo nicht wie die Franzosen über den Nordgrat, sondern vom Süden her angreifen. Einen ganzen Tag lang irrten wir zwischen hohen Eistürmen und tiefen Eisspalten umher, bis wir über eine schmale Gletscherbrücke zu dem oberen Gletscherbecken durchbrechen und in 5350 Meter Höhe unser Lager 2 errichten.

Drei Schritte vor — halt! Vier Schritte vor — halt! Wir arbeiten uns wie Maschinen durch den knietiefen Neuschnee. Der Atem rast in der dünnen Luft. Immer wieder müssen wir uns über den Eispickel beugen. Bernhard Huhn und ich machen einen Erkundungsvorstoß am Südgrat. Der erste Versuch geht fehl: steile Flanken erlauben kein Weiterkommen. Zurück und einfach senkrecht hinaufgewühlt zur Randkluft! Wir klettern über eine Schneebrücke. Noch zwei Seillängen, dann stehen wir am Beginn eines kleinen Eisgrates. Aber das Eis ist morsch und bricht unter unseren Schritten zusammen. Erschöpft halten wir auf. Wir müssen einen Ruhetag einschieben ...«

Schon drei Wochen nach ihrer Landung in Peru hatten die Stuttgarter

Fortsetzung Seite 23



Bernhard Huhn, Günter Hauser und der Sohn des US-Botschafters in Peru, Theo Achilles (von links), auf dem 6094 m hohen Nevado Jatunhuma. Vorher war eine amerikanische Expedition gescheitert.

Minen vor Alamein

DER GROSSE TATSACHENBERICHT VON PAUL CARELL

Die Fotos sind Originalaufnahmen beteiligter Soldaten

Steinwüste. Wasserloses ödes Felsgelände. Dazwischen Sandflächen mit ein paar armseligen Kameldornbüschen: Das ist die Alamein-Front. Die Sonne brennt im Norden über dem Steinhügel Tell el Eisa, im Süden über dem 200 Meter hohen Himeimat am Rande der unwegsamen Katara-Senke. Das sind die beiden Eckpfeiler der Front. 60 Kilometer liegen sie voneinander entfernt. Und nur 90 Kilometer trennen das Ganze von Alexandrien. Hier liegen sich im Herbst 1942 die beiden feindlichen Armeen gegenüber. Beide erschöpft von den harten Kämpfen der letzten fünf Monate.



Der Leutnant Friedrich Pfanzagel war ein alter Experte für Minen. Trotzdem mußte er in Afrika noch einmal in die Minenlehre gehen. Denn was in Polen, Frankreich und Griechenland Gültigkeit hatte, wo sich Pfanzagel und seine Kameraden vom Pionier-Bataillon 220 unter Oberstleutnant Springorum die Minensporen verdient hatten, das stimmte in Afrika noch lange nicht. Hier galten neue Gesetze — gerade für den Minenkrieg.

Die Pioniere Rommels hatten ihn zu einer einzigartigen, teuflischen Kunst entwickelt. Der Pionierführer Afrika, Oberst Hecker, und seine Einheiten sind aus der Geschichte des Wüstenkrieges nicht wegzudenken. Hecker hatte das Ritterkreuz schon mit nach Afrika gebracht. Unter Guderian hatte er es mit seinen 29ern im Frankreich-Feldzug erworben. Seine Afrika-Pionierbataillone 200, 33, 900 sowie die Spezialeinheiten und Armee-Verbände blieben zwar im Schatten des Ruhmes; aber ihre Leistungen waren wichtige Voraussetzungen für den afrikanischen Feldzug. El Alamein aber wurde der Höhepunkt des Minenkriegs. Zu keiner Zeit und an keiner Stelle des zweiten Weltkriegs kam es zu solchen Mineneinsätzen wie im Herbst 1942 vor Alamein.

Als die drei Kompanien des Pionierbataillons 220 an der Nordfront zum Einsatz kamen, lösten sie das in Afrika schon legendäre Pi-Bataillon 900 ab. Das waren die Männer unter Major Kube mit der Tradition der Pionierschule Dessau-Roßlau. Wie die 200er für die 21. PD und die 33er für die 15., so waren die 900er die Wegmacher — Minenräumer und Minenleger —, die Rückzugschützer und Vormarschhelfer der 90. Leichten Division. Als Leutnant Glück von den 900ern Friedrich Pfanzagel mit seinem Einsatztrupp in die Arbeit einwies, sagte er: »Hier in Afrika gilt der Pionier etwas. Er ist bei Rommels gegenwärtiger Kriegführung vielleicht überhaupt die wichtigste Waffengattung geworden. Das macht es zwar auch nicht schöner, von einer Mine zerrissen zu werden, aber immerhin...« Wochen später stand hinter dem Namen Glück das Kreuz: Gefallen.

Die sechs Infanterie-Divisionen Rommels (eine deutsche und fünf italienische) sowie die Fallschirmjägerbrigade Ramcke hatten sich auf der 60 Kilometer breiten Alamein-Front eingegraben. Hinter ihnen lag die bewegliche Reserve der deutschen und italienischen Panzerdivisionen. Die Wüstenfüchse waren zum Stellungskrieg gezwungen. Drüben, auf der anderen Seite, war es genauso. Da hatten sich die elf Divisionen Montgomerys eingegraben. Lauernd lagen sich die beiden Armeen von einer halben Million Mann gegenüber. Wer würde zuerst zum Sprung ansetzen? Das war die große Frage.

Es blieb der deutschen Führung kein Geheimnis, daß Montgomerys 8. Armee von Tag zu Tag stärker wurde. Ein Strom von Nachschubgütern aus England und USA floß nach Afrika: Panzer, Geschütze, neue Truppenverbände, vor allem Sprit.

Bei den Achsenstreitkräften kam der Nachschub hingegen nur tropfenweise an. Rommel schimpfte. Telefonierte. Funkte. Drohte. Er mobilisierte das deutsche OKW. Er mobilisierte den Duce. Alle versprachen Hilfe, aber keiner hielt sein Versprechen. Man war in Rom, man war in Rastenburg von dem Gedanken beherrscht: Es ist ja bisher gutgegangen trotz Rommels Unkereien. Warum soll es nicht weiter gutgehen!

Für die Aufklärung der Panzerarmee wurde es immer sicherer, daß die Engländer eher zu einer Offensive bereit sein würden als die Achsenstreitkräfte. Aus dieser Tatsache ergaben sich zwingende Aufgaben: Die deutschen Stellungen mußten auf starke Verteidigung eingerichtet werden. Die Alamein-Front war ja die einzige Verteidigungslinie in Nordafrika, die nicht umgangen werden konnte, wo also überhaupt Widerstand auf einer starren Linie möglich war. Denn im Süden stieß die Front an die unpassierbare Katara-Senke aus getrockneten Salzen, im Norden ans Meer. Wer also den Sperriegel durchstoßen wollte, mußte den frontalen Durchbruch erzwingen. Es gab für Montgomery keinen anderen Weg. Rommel und seine Offiziere wußten, daß die britischen Soldaten für eine solche Aufgabe besser geeignet waren als für die offene Wüstenschlacht. Ihre ganze Ausbildung beruhte noch immer auf den Erfahrungen der Material-

Fortsetzung Seite 16

»Was machen die Teufelsgärten«, erkundigte sich Rommel jeden Tag bei seinem Pionierführer Afrika, dem Minenspezialisten Oberst Hecker. Foto: Dr. Weiß


REGIE
NIL
AUSTRIA
REIN ORIENT


NIL
FILTER
10 ZIGARETTEN NIL-FILTER
REGIE
NIL
FILTER
VIRGINIA-ORIENT
VIRGINIA-ORIENT



Foto: Brit. War Museum

Die verpackte Hölle: ein Reservelager englischer Tellerminen vor Alamein. Auch die Engländer wußten mit der teuflischen Waffe gut umzugehen.

schlachten des ersten Weltkriegs. »Wir sahen der Entwicklung mit großer Sorge entgegen«, berichtet uns General Bayerlein. »Die neuseeländische und australische Infanterie war auf frontalen Angriff trainiert, und die überlegene britische Artillerie mit ihren unerschöpflichen Munitionsvorräten konnte sich vernichtend auswirken. Das machte uns großes Kopfzerbrechen. Es kam für uns darauf an, mit allen Mitteln zu verhindern, daß unsere Stellungen durchbrochen wurden; denn zu einer beweglichen Defensivschlacht war die Panzerarmee nicht mehr in der Lage. Der Mangel an Betriebsstoff, vor allem aber die erdrückende Überlegenheit der britischen Luftwaffe machten das unmöglich. Unser Plan war deshalb, die Front unter allen Umständen zu halten. Etwaige Einbrüche des Feindes sollten in Gegenstößen bereinigt werden, damit sie sich nicht zu einem Durchbruch entwickeln konnten. Rommel hatte sich für diese Methode, die eigentlich nicht seiner Art entsprach, wieder besondere Tricks ausgedacht. Zum ersten mischte er sorgfältig italienische und deutsche Verbände. Seine besondere Idee aber waren die Teufelsgärten.«

Leutnant Pfanzagel und sein Kompaniechef Oberleutnant Junkersdorf eilten herbei, als Rommel sie auf dem Gefechtsstand des Panzergrenadierregiments 433 heranrief. Rommel war zu einer Kommandeurbesprechung gekommen und legte mit Feuereifer seine Ideen dar, die Alamein-Stellung nicht nur durch die üblichen Minensicherungen zu schützen, sondern durch große Minenfelder, die er Teufelsgärten getauft hatte, verteidigungsstark zu machen.

Die Teufelsgärten

Was die Frontpioniere dazu meinten, fragte Rommel. Er habe mit dem Pionier-Führer Afrika, Oberst Hekker, die Sache bereits durchgesprochen, und der arbeite schon an den Plänen. Pfanzagel und Junkersdorf antworteten, Spezialminenfelder anzulegen mache den Pionieren keine Schwierigkeiten. Aber woher sollten sie das Material und die Minen nehmen. Dafür werde er schon sorgen, meinte Rommel. Die Hauptsache sei, die Pioniere bauten ordentliche und teuflische Gärten, die kein Engländer durchstoßen und die kein englisches Räumkommando entschärfen könne.

»Keine Sorge, Herr Feldmarschall«, schmunzelte Junkersdorf. Und er erzählte ein paar Tricks, die sich die 220er ausgedacht hatten.

Wenn man zum Beispiel ein paar Telegraphenmaste mit den Drähten quer über eine Piste legt, so steigen die britischen Spähwagenfahrer aus, um das Hindernis wegzuräumen. Wenn nun die unverfänglich aussehenden Drähte der Telegraphenmasten mit einer in die Piste eingebauten Sprengladung verbunden sind, die auf Drahtzug ausgelöst wird, fliegen nicht nur die Räumer, sondern auch die Spähwagen in die Luft.

Solche Minenkunststücke machten den Gegner nervös und unsicher. Das war ein Effekt, der vielleicht noch wichtiger war als die Verluste. Es war eine tödliche ›psychologische Kriegführung‹, die Heckers Pioniere täglich neu austüftelten.

Den Ruf, die teuflischsten Einfälle zu haben, hatte Karl, Gefreiter in einer Pionier-Einsatzgruppe. Seit der bösen Geschichte in Marsa Matruh kannte Karl nur noch Rache. Dort hatten die Engländer im Sommer 1942 in den Hotels und Offiziersquartieren raffinierte Minenfallen zurückgelassen. Auf den Toiletten zum Beispiel war die Wasserspülung mit Zugzündern gekoppelt, so daß bei der Betätigung eine Mine hochging. Sogar in den Schubläden waren Minen eingebaut. Es gab sehr große deutsche Verluste; und darunter war auch Karls bester Freund, der Ordonnanz bei einem Bataillonskommandeur gewesen war. Seitdem hatte sich Karl auf tödliche Psychologie festgelegt. »Du mußt die Sache psychologisch machen«, war seine ständige Rede; und er konnte lange vor einem Haus stehen: »Mine mit dem Türgriff koppeln — Kinderkram«, winkte Karl ab. »Das haben die Engländer schon bis zur Langeweile gemacht. Darauf fällt niemand mehr herein, das wirkt nicht mehr aufs Gemüt des Gegners.« Und schließlich hing an der Wand des Wohnzimmers nur ein Bild schief. Lächelnd erklärte Karl: »Einen Tommy-Landser wird das schiefhängende Bild kaum interessieren; aber den englischen Offizier, der hier einzieht, den wird es ärgern. Und der wird ans Bild treten und es gerade rücken. Und das wird die letzte Handlung seines Lebens sein.«

Dafür sorgte ein hauchfeiner Draht hinter dem Bild, der zu der Sprengladung hinter der Gipswand führte, die in Brusthöhe angebracht war.

Ein paar Tage nach dem Gespräch zwischen Rommel und den Pionieroffizieren auf dem Gefechtsstand der 433er kamen die Befehle vom Pionierführer Afrika, die Teufelsgärten anzulegen. Im Raum der 164. Division hieß die Aufgabe: Bau von vier riesigen Minenkästen, die die ganze Nordfront absichern sollten. Die Basis eines jeden Kastens sollte 3 bis 5 Kilometer lang sein, die beiden Seiten ungefähr 4 bis 6 Kilometer. Zur Front hin war jeder Kasten natürlich offen, so daß der Angreifer wie in eine Falle hineinlaufen konnte.

Eine halbe Million Minen

Der erste Teufelsgarten, der Kasten H, wurde im Küstenabschnitt des saarländischen Regiments 125 gebaut, und zwar von der 3. Kompanie des Pi-Bat. 220. Leutnant Drechsel ließ hier seine Phantasie walten. Der zweite und der dritte Kasten, I und L, befanden sich im Abschnitt des Regiments 382. Oberleutnant Laurenz baute hier mit der 2. Kompanie. Der vierte Kasten, K, im Abschnitt des Regiments 433 wurde von der 1. Pionier-Kompanie angelegt. Die Einsatzgruppe führte Leutnant Pfanzagel, der später die 2. Kompanie übernahm und den Kasten L fertigbaute.

Rommel hatte sein Wort wahrgemacht, daß er für die Materialbeschaffung sorgen werde. Was von dem berühmten ägyptisch-libyschen Grenzzaun an Pfählen und Stacheldraht noch übrig war, wurde abmontiert und nach vorn an die Front gebracht. Es war erstaunlich, wieviel Eisenstangen, Drahtrollen, Pfähle und so weiter da zum Vorschein kamen. Draht und Pfähle wurden benutzt, um die Basis der großen U-Kästen einzuzäunen, den Gartenzaun für den Teufels-Garten zu machen.

Endlich kamen auch die Minen an. Wagenladungen voll französischer und ägyptischer Panzerminen. Zehn Meter vom Drahtzaun entfernt wurden erst die Panzerminen — wiederum in U-Form — ausgelegt. Aber das war erst die unterirdische Umzäunung. Der eigentliche Inhalt des Teufelsgartens sah so aus: Erst kamen einfache Tellerminen. Die Pioniere legten sie zwei- und dreistöckig übereinander. Bahnte sich also ein englisches Räumkommando den Weg durch das Feld und entfernte die oberste Mine, so explodierte dabei die zweite, und bei ganz vorsichtigen Räumern, die die zweite entdeckt hatten, brachte die dritte den Tod. Minenfallen besonderer Art bildeten italienische Handgranaten, die zu Tretminen umgebastelt wurden. Als



Ein falscher Griff bringt den Tod: So grub der Pionier in der Wüste Afrikas Tausende von Minen aus. Foto: Ullstein

besondere Spezialität kamen Fliegerbomben dazu — 100- und 500-kg-Bomben. Auch sie wurden schachbrettartig ausgelegt, mit Autotrümmern abgedeckt und von Stolperdrähten umgeben. Wie ein Netz um eine Spinne lagen diese Drähte, und wer einen davon berührte, löste die Bombe aus. Natürlich wurden diese vorerst nicht scharfgemacht. Rommel hatte sich den Befehl vorbehalten, wann der gefährliche Inhalt der Teufelsgärten entsichert werden sollte. Das war schon deshalb nötig, weil vorerst die Hauptkampflinie noch vor den Minenkästen lag. Erst nach Beendigung des Baus der Teufelsgärten sollte sie hinter die Basis der Kästen zurückgenommen werden.

Infanteristen, Nachrichten- und Panzermänner konnten nur staunen, was die ›Handwerker des Krieges‹ alles zuwege brachten und wie sie in der ständigen Nachbarschaft des Todes hantierten, klopften, gruben. Handgranatenbündel und erbeutete Artilleriemunition wurden wie in einer feinmechanischen Werkstatt mit Zugzündern versehen und mit kleinen zwischengeschalteten Sprengkörpern verbunden. Die Holzpfähle waren mit großen Sprengladungen so gekoppelt, daß ein feindlicher Panzer, der einen solchen Pfahl als Infanteriehindernis einfach umfuhr, eine schwere, gutgetarnte Sprengladung



Foto: Pfanzagel

Friedrich Pfanzagel, Leutnant und Kompaniechef, erzählte uns, wie das Pionierbataillon 220 bei Alamein die Teufelsgärten Rommels baute.

zur Explosion brachte und in die Luft gejagt wurde. All diese Arbeit wurde in der Glutsonne des afrikanischen Herbstes geleistet. Unter den Schwärmen von Millionen Fliegen. Eine halbe Million Minen gruben die Pioniere vor Alamein in den Sand. Sie arbeiteten nicht nur am Tage — das war noch das erträglichste. Schlimm wurde es bei Nacht. Da mußte alles bis zum letzten durchorganisiert sein, damit die Unfälle auf ein Mindestmaß beschränkt blieben. Bei Einbruch der Dunkelheit ließ sich der jeweilige Pionierführer am Regimentsgefechtsstand den Telefondraht der Einsatzkompanie in die Hand geben, die ganz vorn am Abschnitt lag, wo am Teufelskasten gebaut wurde. Am Draht tastete man sich entlang. Die Fahrzeuge folgten im Schritt. Vorne angekommen, ließ man sich von der dort liegenden Einheit einen MG-Trupp als Sicherung geben, und dann begann die Arbeit. Ein Trupp holte die Minen vom Lkw. Ein Trupp buddelte. Ein Trupp legte die Minen ein. Ein Trupp deckte sie zu, und der letzte Trupp entsicherte. Schließlich mußte das Feld genau vermessen und in die Karte eingezeichnet werden. 1000 Minen bei einem solchen nächtlichen Einsatz verlegen war kein außergewöhnlicher Satz. 1000 Minen! Die Pioniere bewegten sich in der Nachbarschaft des Todes mit jener Sicherheit, wie sie Arbeiter in schwindelnder Höhe an Türmen zeigen;

Fortsetzung nächste Seite



Foto: Fritz

Rommel bei arabischen Würdenträgern der Oase Siwa. Gastgeschenke schufen politische Freunde. Eine wichtige Sache für die Verteidigung dieser Oase.

aber gerade die Gewohnheit wurde zuweilen zum Verhängnis. Da war Unteroffizier G. in der 2. Kompanie. Sein Sport war es, sich zum Entsetzen der Infanteristen und Panzerfahrer auf scharf gemachte französische Panzerminen zu stellen. Sie detonierten erst auf einen Druck von 300 Kilo (die deutsche Panzermine schon bei Menschenbelastung). Aber trotzdem ...! G. mußte seine Kühnheit schließlich mit dem Leben bezahlen. Beim Verlegen von Panzerminen marschierte er wieder einmal durchs gelegte Feld. Aber er hatte vergessen, daß empfindliche deutsche S-Minen dazwischen lagen. Bei der weißen Moschee wurde er begraben.

Unüberwindlich für Montgomery?

Feldmarschall Rommel, der eine besondere Vorliebe für den Minenkrieg hatte und von sich selbst sagte, er könne eine gelegte Mine auf zehn Meter Entfernung ausmachen — was übrigens für den Spezialisten gar nicht so schwer ist —, kontrollierte fast täglich den Ausbau der Teufelsgärten. Wenn ihm Oberst Hecker die Spezialfallen erklärte, zeigte sich Rommel immer sehr zufrieden. Und seine Zuversicht, daß die Teufelsgärten ein unüberwindliches, tödliches Hindernis für Montgomerys 8. Armee seien, wurde immer stärker.

Es war ein harter Schlag für die Pioniere, als sie Ende August fast an der ganzen Front in ihre Minensperren wieder breite Gassen schlagen mußten: Rommel versuchte noch einmal sein altes Rezept, dem Angriff Montgomerys zuvorzukommen. Aber das Experiment ging schief. Die Schlacht von Alam Halfa — das Sechstagerennen — wurde zu einer deutschen Niederlage.

Nach der Schlacht von Alam Halfa wurden die Türen der Alamein-Front von den Pionieren endgültig und fest verriegelt. Die Hauptkampflinie (HKL) wurde auf die hintere Basis der Teufelsgärten zurückgenommen. Die U-Schenkel der Teufelsgärten ragten tief ins Vorfeld. Natürlich mußten die Minenkästen von Infanterie gesichert werden. Ein ungesichertes Minenfeld ist ohne Wert. Der Gegner kann es räumen; und dann fühlt man sich völlig unbegründet sicher. So blieben vorn in den alten Stellungen, wo früher Bataillone gelegen hatten, Kompanien oder Züge zurück. Auf verlorenem Posten. In der harten Landsersprache hießen sie ›Köder-Verbände‹. Die Zwischenräume zwischen den Teufelsgärten wurden gleichfalls mit einem Sperriegel aus T- und S-Minen geschlossen. Es blieb also eine kleine Gasse, nur Eingeweihten bekannt, zur Verbindung mit den Vorpostenkompanien. Auch dabei wurden besondere Tricks erfunden. So erzählt Friedrich Pfanzagel: »In der Gasse vergruben wir Eisenstücke. Kam also ein Räumtrupp der Tommys, so schlugen seine Suchgeräte aus, und er mußte annehmen, daß er auf einer verminten Route sei. Beobachteten wir aber nachts, daß der Tommy für einen geplanten Spähtrupp eine Gasse durch einen Minengürtel räumte, so ließen wir ihn gewähren. Kaum war das englische Kommando raus, krochen wir rein und legten die Minen neu. Die Feindmarkierungen ließen wir natürlich liegen. Kam dann der britische Spähtrupp, gab es böse Überraschungen.«

Ein besonderer deutscher Sport war, erzählt uns Oberleutnant Hundt von dem Pionierbataillon 200, ins englische Minenfeld zu schleichen. Die Zünder aus den britischen Minen wurden ausgebaut. Die Minen wieder fein eingegraben. Kontrollierte der Engländer sein Minenfeld mit elektromagnetischen Geräten, war alles in Ordnung. Wie entsetzt aber war die britische Einheit, die sich hinter ihrem Minenfeld sicher wähnte, wenn plötzlich ein deutsches Erkundungsunternehmen losbrach und durch das Minenfeld stürmte.

Rommel nimmt Urlaub

18 Monate lang stand Rommel im Herbst 1942 ununterbrochen an der Spitze seiner Armee. Und er war nicht der Mann, der sich Schonung gestattete.

Professor Horster, Rommels Arzt, hatte schon während der Schlacht um Alam Halfa ein besorgtes Gesicht gemacht. Täglich untersuchte er Rommels geschwollene Leber. Und mißbilligend beobachtete er Rommels ständige Halsentzündung, eine Nasendiphtherie. Auch in Mauerwald bei Rastenburg, wo das OKH saß, und in Hitlers Hauptquartier Wolfsschanze hörte man von Rommels schlimmem Gesundheitszustand. Es mußte etwas geschehen. Am 19. September schickte Hitler den General der Panzertruppen Stumme nach Afrika als Vertreter für Rommel. Und der Feldmarschall ging in den verdienten Urlaub. Zuvor aber, am 21. September, flog er mit Gause und Bayerlein in die berühmte Oase Siwa, um dort die deutsch-italienischen Sicherungstruppen zu inspizieren. Wichtiger aber war der Empfang der arabischen Würdenträger. Rommel wurde von den Arabern als großer Alemanni-Held gefeiert. Stolz stellten sich die Scheichs zum Empfang auf und nahmen die Gastgeschenke des Feldmarschalls entgegen.

Rommel bekam dafür als Ehrengabe eine für Sammler hinreißende Rarität: sämtliche Briefmarken der Oase auf einem großen Umschlag mit dem Poststempel des Besichtigungstages.



Karte: Skaruppe

Die Minenfelder H bis K, genannt Teufelsgärten, an der Alamein-Front. Entnommen einer Generalstabskarte der 164. Division und nachgezeichnet.

Unter dem 22. September 1942 finden wir dann im Bordbuch von Oberleutnant Giesen, dem Flugzeugführer Rommels, die Eintragung: ›Flug nach Derna‹. Am 23. ging es nach Rom. Noch einmal trug Rommel bei Kesselring und den Italienern seine Forderungen vor: mehr Sprit, mehr Pioniermaterial, vor allem Schienen für die Eisenbahn an der nordafrikanischen Küste. Rommel machte klar, daß die Italiener die Oase Kufra, 1000 Kilometer südlich Tobruk, angreifen und nehmen müßten, denn von Kufra kamen die Bedrohungen des Hinterlandes durch britische Kommandotrupps und Sabotagespezialisten. Jedoch nichts geschah.

Am 24. flog Rommel zum Duce, der auf seinem Sommersitz in Forli weilte. Auch hier brachte er seine Wünsche vor. Marschall Cavallero, der italienische Generalstabschef, war zugegen. Man versprach Hilfe. Aber es geschah nichts. Als Rommel nach der Besprechung beim Duce sich an seiner Maschine von Cavallero verabschiedete, hörte Oberleutnant Giesen folgendes Gespräch:

Cavallero: »Kann Italien mit Ihrer sofortigen Rückkehr rechnen, wenn Montgomery angreift?«

Rommel, sich an seinen Flugzeugführer wendend, der neben ihm steht: »Giesen, wie lange brauchen wir, um nach Afrika zurückzukommen, wenn die Tommys angreifen?«

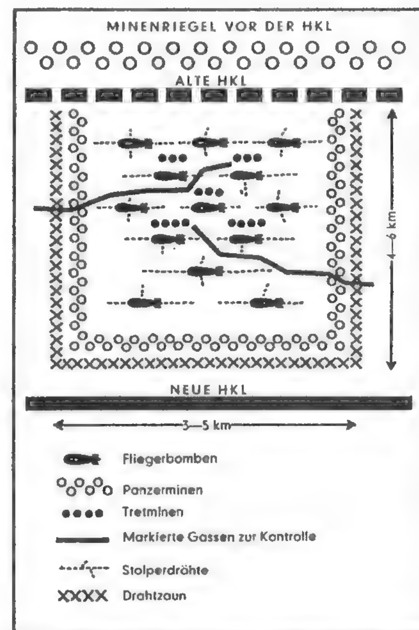
Giesen: »Auf direktem Flug acht Stunden, via Rom zehn Stunden, Herr Feldmarschall.«

Rommel zu Cavallero: »Genügt Ihnen das, Herr Marschall?«

Cavallero, Rommel herzlich die Hand schüttelnd und lächelnd: »Ich danke Ihnen, Herr Feldmarschall.«

Ehe Rommel sich aber auf den Semmering bei Wien zurückzog, bekam er am 25. September im Führerhauptquartier noch die Schwerter zum Ritterkreuz verliehen. Müde und abgekämpft machte er auf dem Rückflug in Berlin Station. Dort lud Goebbels die in- und ausländische Presse in den Theatersaal des Propagandaministeriums. Und der Mann, der sich in zahllosen Schlachten bewährt hatte, ließ sich von dem fanatischen Zauberer der Propaganda zu einem Schauspiel gebrauchen, das ihm mancher übelnahm:

Rommel blieb bei seinem Eintritt in den Saal an der Tür stehen: Die Klinke behielt er in der Hand. In die erwartungsvolle Stille tönte seine Stimme: ›So habe ich die Hand am Türgriff nach Alexandrien.‹ Ein böses Wort. Und Rommel hat es später oft bereut. Müde ging er nach Wien, um sich zu erholen.



Zeichnung: Skaruppe

Schematisches Bild eines Teufelsgartens nach Angaben des Erbauers.

Nächstes Heft: Alarm am Teufelsgarten K. — Die Schlacht bricht los.



. . . es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen heute mitzuteilen, daß ich mit Ihrem neuen Präparat die besten Erfahrungen gemacht habe. *Louise Prinzessin von Preußen*



Ich habe selten ein Präparat gefunden, welches — wie hier auf der Placenta-Basis entwickelt — so schnell und auch so wirksam ansprach.
Helene Plessow, Kosmetikerin



207 Test-Versuche waren im Forschungslabor von Colex-Andresen nötig — in vielen Monaten, Tagen und nächtelang —, bis die neue Haut-Verjüngungskur fertig war.



Krähenfüße, Falten und andere Haut-Sorgen sind schon nach wenigen Tagen wie weggezaubert. Die Haut wird rein, erhält neue Spannkraft und einen zauberhaften Teint.

Schöner in 10 Tagen

Eine Haut-Verjüngungskur – neue Methode wissenschaftlicher Hautpflege – Placenta-Wirkstoff-Kosmetik – Falten und Runzeln müssen nicht sein.

Wo Sie leben, was Sie tun — immer entscheidet Ihr gepflegtes Aussehen, Ihr ausdrucksvolles Gesicht darüber, ob man Sie gut leiden mag. Dabei ist es ganz leicht und einfach für Sie erreichbar.

Auch Sie können sich schon in kurzer Zeit von Altersfalten, Krähenfüßen, schlaffer Haut und anderen Hautfehlern befreien.

Die Briefe jener Mädchen und Frauen, die Placenta-Royal bereits probiert haben, bezeugen: Diese erstaunlichen Erfolge sind keine Einzelfälle.

„Ich erkenne mein eigenes Gesicht im Spiegel kaum wieder." „Meine Falten sind verschwunden." „Ich fühle mich wie ein ganz anderer Mensch." Dies sind nur einige Beispiele, und die Fotos und Namen bezeugen die Wahrheit!

Haut-Fehler verschwinden

Mit den Jahren verliert die Haut ihre natürliche Spannkraft, Falten bilden sich. Die Poren werden weit und Krähenfüße in den Augenwinkeln werden zu Kummer und Sorge für alle Frauen, die etwas auf ihr Aussehen halten.

Heute hat dieses große Problem für jene Frauen, denen man ihr Alter bereits ansah, seine großen Schrecken verloren, weil nach der Methode dieser Haut-Verjüngungskur ein Weg da ist, wie alle Frauen sich ihr gutes Aussehen erhalten und eine jugendfrische Haut wiedergewinnen können.

Wissenschaftliche Protokolle beweisen

in ihrer nüchternen Sprache, wie schwierig die Entwicklung von Placenta-Royal war. Aber es wurde geschafft.

Dahinter steckt keine erfundene Geschichte, sondern eine harte und ernsthafte Arbeit, bis Placenta-Royal wirklich so gut war, daß heute einfach so viele Frauen darauf schwören, die es probiert haben.

Auf natürlichem Wege werden der Haut die nötigen Wirkstoffe zugeführt, um Krähenfüße, Falten und andere Hautfehler tiefgreifend zu beseitigen und der ganzen Haut eine neue, jugendfrische Spannkraft zu geben.

Was das für eine Frau bedeutet, kann nur eine Frau selbst ermessen, die weiß, was von ihrem Aussehen abhängt.

Machen Sie die Probe

Auch Ihr Gesicht hat seine Besonderheiten, durch die Ihnen Ihre Wirkung überall sicher ist. Aber Sie müssen das Besondere Ihres Gesichtes nicht nur entdecken, sondern auch geschickt pflegen. Es gibt nämlich nur ganz wenig „häßliche" Frauen. Aber es gibt eine ganze Menge Frauen, die ihre eigenen Vorzüge noch gar nicht entdeckt haben.

Zu einem gepflegten Gesicht gehören keineswegs ein paar Dutzend Salben, sondern nur ganz naturgemäße, jeder Frau erschwingliche Dinge. Sie haben durch diese neue Haut-Verjüngungskur jetzt eine Chance, Ihr altes Aussehen, Ihre jugendfrische Haut wiederzugewinnen. Sie werden dadurch ein ganz anderer Mensch und sich selbst kaum im Spiegel wiedererkennen.

Ihre beste Freundin wird Sie beneiden, wenn sie erst einmal dahintergekommen ist, wie einfach es für Sie war, sich von Ihren Falten, Krähenfüßen und anderen Hautfehlern zu befreien.

Wahre Frauenklugheit

ist es, sich besser zu pflegen. Denn die gepflegte Frau, die wird auch vom Mann gehegt. Und die Kunst einer klugen Frau besteht darin, sich so zu pflegen, daß man ihr in keinem Alter ihr wirkliches Alter ansieht.

Lassen Sie sich diese Chance nicht entgehen!

Schicken Sie einfach den Gutschein ein. Oder schreiben Sie eine Postkarte an

Andresen Abt. 448 BB, Hamburg 1, Postfach.

Tun Sie das Nötige sofort

Schicken Sie kein GELD!

Wir geben Ihnen keine papierene Garantie, daß Ihnen unsere Haut-Verjüngungskur Placenta-Royal schon in 8 Tagen wunderbar hilft. Das mögen Ihnen andere versprechen. Wir wollen Ihnen auch nichts aufreden, sondern Sie sollen sich selbst Ihr Urteil bilden.

Zu diesem Zweck können Sie die Original-Kurpackung erst einmal auf Probe anfordern. Fangen Sie also ganz unbekümmert bei sich zu Hause mit dieser Haut-Verjüngungskur an. Und prüfen Sie selbst im Spiegel, wie sich Ihr Aussehen verwandelt. Der Versuch kostet Sie keinen Pfennig.

Wenn Sie nach 3 Wochen die Kur ganz machen wollen, behalten Sie einfach die Packung. Oder Sie schicken den angebrochenen Rest an uns zurück. Also nur wenn Sie wirklich zufrieden sind, überweisen Sie uns den Betrag. Doch damit können Sie sich ruhig 30 Tage Zeit lassen.

Ein kostenloser Versuch!

GUTSCHEIN

Placenta-Royal

Sie erhalten eine Kurpackung der neuen Haut-Verjüngungskur für 14,75 DM auf Probe. Nach dem Versuch können Sie die angebrochene Packung wieder zurückschicken. Oder Sie machen die Kur zu Ende und überweisen uns den Betrag dafür innerhalb von 30 Tagen.

An ANDRESEN, Abt. 448 BB Hamburg 1, Postfach

DARAN GLAUBE ICH

HERMANN HOLTHUSEN

Für den Strahlentherapeuten steht die Krebsbehandlung im Mittelpunkt seiner ärztlichen Aufgaben. So hat mich mein Beruf mit vielen Schwerkranken zusammengebracht. Was mir vielleicht am meisten Eindruck gemacht hat, war, zu sehen, wie eigentlich alle Kranken, je ernster ihr Zustand wurde, um so stärker an ihrem Leben hingen und am stärksten jene, die auf der Schattenseite des Lebens gestanden hatten.

Ich glaube, daß der unbändige Lebensdrang des Menschen ein großartiges Geschenk der Natur ist. Er läßt es in der Regel auch nicht zu, daß der, dessen Leben durch tödliche Krankheit bedroht ist, es sich selber eingesteht. Und es ist erstaunlich zu beobachten, wie gerade die, die doch am ehesten in der Lage sein sollten, ihren Zustand zu beurteilen, nämlich die Ärzte, dazu neigen, den Ernst ihrer Krankheit völlig zu verkennen, und selbst dann, wenn sie sich in einem eigentlich für jeden erkennbaren hoffnungslosen Zustande befinden, Zukunftspläne schmieden. Der dem Menschen eingeborene Lebenswille ist so stark, daß er die Urteilsfähigkeit auch des Erfahrenen aufs stärkste beeinflußt.

Noch eine andere Erfahrung gehört hierher. Als ich unlängst an einer Wiedersehensfeier der Kameraden meines Feldregiments aus dem ersten Weltkriege teilnahm, in dem ich Bataillonsarzt gewesen war, wanderten verständlicherweise die Gedanken zurück zu den gemeinsamen Kriegserlebnissen. Ist es frivol, wenn ich sage, daß diese Erinnerungen von positiven Gefühlen begleitet waren, oder kommt damit nicht vielmehr zum Ausdruck, daß auch in der Erinnerung die furchtbaren Erlebnisse verblassen vor dem, was sie an menschlich positiven Werten in sich schließen? Es ist doch tröstlich, festzustellen, daß die natürlichen Anlagen den Menschen dazu befähigen, in Vergangenheit und Gegenwart das Widrige zu verdrängen und auch in schwerer Krankheit die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nur um so intensiver werden zu lassen?

Nach meinen Erfahrungen glaube ich, daß die natürlichen Anlagen des Menschen seinem Glücksbedürfnis entgegenkommen. Zu viele Menschen meinen allerdings, daß das Glück mit dem Besitz materieller Güter zusammenhängt. Daß es nicht so ist, das kann auch der Arzt aus seinen Erfahrungen bestätigen, denn in seine Hände kommen Reiche und Arme, und in der Stunde der Not vertrauen sie sich ihm an.

Ich glaube, daß zu einem erfüllten Leben und damit zu einem glücklichen Leben zweierlei gehört:

Das eine ist ein inneres Gleichgewicht, ein Befriedigtsein, zu dem der Mensch je nach seinem Schicksal und auch nach seinen Anlagen auf verschiedenen Wegen kommen kann. Wohl dem, der noch durch seinen Beruf wirklich ausgefüllt ist. Er kann in ihm leben und glücklich darin sein. Im Zeitalter der Arbeitstei-



Foto: Anneke Himpe

lung mit den dadurch veränderten Arbeitsbedingungen sind die Voraussetzungen dafür ungünstiger geworden. Auch der ist glücklich zu preisen, der beim Aufbau der Familie die Möglichkeit findet, all das, was bei ihm selber an Hoffnungen und Wünschen unerfüllt geblieben ist, auf seine Nachkommen zu projizieren. Bei anderen ist es das Gefühl, anderen etwas sein zu können, im Kontakt mit Menschen zu wirken, was ihnen Befriedigung und innere Ausgewogenheit gibt.

Keine Frage: Von nichts sind die Menschen, besonders in unseren Großstädten, heute stärker bedroht als von der Gefahr der Vereinsamung. So paradox es klingt: Diese Gefahr ist in unserem Massenzeitalter nur noch gewachsen.

Aber doch muß auch bei dem Menschen, der durch seine Arbeit und sein Wirken Befriedigung und innere Ausgeglichenheit als Voraussetzung für jedes Glücksgefühl gefunden hat, wenn sein Leben erfüllt sein soll, noch etwas zweites hinzukommen. Es muß in ihm ein inneres Feuer brennen, das ihn erwärmt und auch auf andere Menschen auszustrahlen vermag. Es zu entfachen und am Leben zu erhalten ist der eigentliche Sinn des Lebens. Alle Religionen haben es zu allen Zeiten gepredigt. Und indem so den Menschen Ziele aufgezeigt werden, die er zwar nie erreichen kann, zu denen er aber hinstreben soll, wird die Spannung geschaffen und auch der Antrieb, der dem Leben Richtung und Inhalt geben kann. Im trivialen Vergleich ist es die Schnur, an der der Drachen festgehalten wird, der nur solange steigt, als die gespannte Schnur ihm Halt gibt, der aber schlaff zur Erde trudelt, wenn sie durchschnitten wird.

Im Geistigen findet es sich in den Bekenntnissen des Augustinus, des ersten Selbstbiographen der Weltliteratur, der den Einbruch des Christentums in die antike Welt erlebte und das, was hier gemeint ist, mit den Worten ausdrückte, die eh und je gegolten haben und immer gelten werden: »Meine Seele ist unruhig, bis sie ruhet, mein Gott, in Dir.«

Prof. Dr. Hermann Holthusen, der Nestor der deutschen Röntgenologen, gilt nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland als führender Wissenschaftler auf dem Gebiet der Strahlenforschung. 35 Jahre lang leitete er das Strahlen-Institut des Allgemeinen Krankenhauses St. Georg in Hamburg. Durch seine bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiete der Strahlenforschung schuf er Grundlagen für die Krebsbekämpfung und schenkte damit vielen Menschen Leben und Gesundheit. Am 22. September 1886 wurde Holthusen in Hamburg geboren. Dort besuchte er das humanistische Gymnasium und studierte anschließend in Heidelberg, Berlin und München Medizin. Sein Lehrer war Geheimrat von Krehl. Er lenkte das Interesse des jungen Mannes auf die Röntgenforschung. 1920 habilitierte sich Holthusen in Heidelberg für innere Medizin und Radiologie und kam ein Jahr später als Privatdozent nach Hamburg zurück. 1923 wurde er zum außerordentlichen Professor an der Universität Hamburg ernannt, der er bis 1954 treu blieb. Während der letzten drei Jahre war er Ordinarius für Strahlenheilkunde. Holthusen ist Mitglied der Internationalen Kommission für Strahlenschutz und gehört zahlreichen in- und ausländischen Gesellschaften an. Im vergangenen Jahr wurde ihm das Große Verdienstkreuz mit Stern verliehen. *v. z. M.*



Henri Matisse: ›Stilleben‹

Throne der weißen Götter

Fortsetzung von Seite 13

auf der 5885 Meter hohen ›Pyramide de Garcilaso‹ die peruanische und die deutsche Flagge gehißt. An der dolchscharfen Spitze dieses Bergriesen waren bisher alle Alpinisten gescheitert. Im Juni dann erstürmten sie fünf weitere Eisgipfel zwischen 5500 und 6000 Metern, darunter auch den ›Nevado Alpamayo‹, der zu den schwierigsten Bergen der Weißen Kordillere zählt. 1951 waren französische und belgische Alpinisten bis zu seinem Nordgipfel vorgedrungen und hatten ihn den ›schönsten Berg der Welt‹ genannt. Im Nordosten strebt der Alpamayo wie eine steile Pyramide himmelwärts, deren Schenkel von riesigen Schneewächten überzogen sind. Auf der trapezförmigen Südwestflanke haben die fast senkrecht einfallenden Sonnenstrahlen und die aus dem Amazonasbecken aufsteigenden feuchten Luftmassen glitzernden Rillenfirn gebildet. Man glaubt, vor einer für die Ewigkeit gebauten weißen Kathedrale zu stehen.

»Aber der Weg zu dieser Kathedrale war der schwerste, den wir je im Eis gegangen sind«, sagt Günter Hauser. »Trübe dämmert der Morgen herauf. Bernhard Huhn und ich brechen zum drittenmal auf. Knietief sinken wir in den Schnee, erkämpfen wir den Weg bis zur Randkluft, tasten uns in einer steilen Eisrinne aufwärts. Doch dann folgt eine Querung im morschen Schnee, der auf spiegelblankem Eis liegt. Nicht einmal unsere Zwölfzacker-Steigeisen können einen Halt finden. Wir müssen Stufen schlagen. Zwei Haken fahren nacheinander ins Eis und frieren fest. Die Karabiner mit dem kräftigen Perlonseil schnappen ein. Wir atmen auf — gesichert!«

Aber wieder beginnt es zu schneien. Wieder müssen sie umkehren. Und erst am nächsten Morgen klettern sie, diesmal zu viert, zu dem am Grat gespannten Seil zurück. Langsam stoßen sie weiter vor, durch steilste Rinnen, über riesige Wächten. Manchmal neigt sich der Pendelmesser auf 70 Grad. Als sie endlich auf einem ebenen Schneefeld ausruhen, steht der Zeiger auf 18 Uhr. Eine dunkle, kalte Nacht fällt vom Tropenhimmel.

Biwak in 5900 Meter Höhe. Sie schaufeln aus Schnee eine Bank, auf der sie alle vier sitzen können. Der Kocher surrt schwächer als sonst, denn auch ihm fehlt der Sauerstoff. In den geschmolzenen Schnee rühren sie Ovomaltine, ein Malzgetränk mit Vitaminzusatz. Dann hüllen sie sich in Daunenjacken und Fußsäcke und ziehen den Biwaksack aus Perlon darüber. In der Nacht sinkt das Thermometer auf minus 15 Grad.

»Aber am nächsten Morgen«, berichtet Günter Hauser weiter, »steht keine Wolke am Himmel. Die Sonne steigt über den Berghang. Ihre Strahlen wärmen unsere erstarrten Glieder. Schnell ein heißes Getränk, dann brechen wir auf. Wieder Rinnen und Wächten, splitterndes Eis, knirschender Schnee. Und plötzlich steht er vor uns, gewaltig und leuchtend: der Gipfel des Nevado Alpamayo. Wie der Bug eines riesigen Wikingerschiffes ragt er in den tiefblauen Himmel. Es ist ein feierlicher Gang, diese wenigen letzten Meter, die wir nacheinander bis zum Gipfel klettern, um ihn nicht zu stark zu belasten. Und wir stehen und staunen und schauen über die schweigende Welt der Schneeberge, und wir möchten wie die Nachfahren der alten Inkas glauben, daß auf diesen weißen Gipfeln Götter wohnen.

Wir machen Aufnahmen, messen einige Berge ein, damit die Technische Hochschule in Stuttgart eine Kartenskizze anfertigen kann. Dann steigen wir ab. Erst spät in der Nacht kommen wir zum Lager 2 zurück.«

Drei Tage später sind die Stuttgarter auf der gastfreundlichen Hacienda Colcas. Und ihr Funkapparat ruft in den Äther: »Hallo, hallo! Hier Hacienda Colcas auf Welle 470 m. Lima bitte melden, bitte melden!« Unaufhörlich spricht Günter Hauser diesen Satz in die Muschel des Senders hinein. Da, plötzlich kommt Antwort: »Hallo, hier Lima, verstanden, bitte melden!« Und Günter Hauser meldet: »Alpamayo von deutscher Expedition erstiegen!«

Der rundliche Herr in Lima am zweiten Sende-Empfangsgerät fährt blitzartig in die Höhe. Er schreit in den Apparat, daß der Lautsprecher auf der viele hundert Kilometer entfernten Hacienda nur so dröhnt: »Ich gratuliere, herzlichen Glückwunsch, ich gratuliere.« Denn dieser Herr ist Señor Romero Romana, Besitzer der 30 000 Hektar großen Hacienda Colcas, zu der auch der Alpamayo gehört. Und am anderen Morgen steht eine Schlagzeile in allen Zeitungen Perus: »Der schönste Berg der Welt von deutscher Expedition erstiegen.«

Unser Bild: ›Blumen blühen überall‹

»Ich will eine Kunst des Ausgeglichenseins und der Reinheit, eine Kunst, die weder beunruhigt noch verwirrt: Ich will, daß der müde, abgehetzte, überarbeitete Mensch vor meiner Malerei Ruhe und Stille empfindet« — so antwortete der achtzigjährige Maler Henri Matisse, als man ihn nach Sinn und Ziel seiner Arbeit fragte.

Sein Glück war niemals der Rausch, sondern Ruhe und Ausgewogenheit. Mit gallischer Sensibilität suchte er stets die letzte Formel von Schönheit aus dem optisch-sinnenhaften Erlebnis herauszufiltern. Immer einfacher, immer sparsamer, immer klarer wurden seine Mädchenfiguren, Blumen und Früchte vor großgemusterten, kostbar gemalten Teppichen, Tapeten und Vorhängen.

Vernunft, Klarheit und Sensibilität beherrschen sein ganzes Schaffen, das ein Bekenntnis zum Glück und zur vergeistigten Lebensfreude darstellt. Matisse, der als Mitglied der ›Fauves‹ genannten Malergruppe zu den revolutionären Wegbereitern der modernen französischen Kunst zählte, ging als einer ihrer Klassiker in die Kunstgeschichte ein. Sein anfangs an Kämpfen und später an Ehrungen reicher Lebenslauf wurde bereits in KRISTALL Nr. 7/1957 geschildert. Von den ›fauvistischen‹ Anfängen bis zum abgeklärten Spätstil umfaßt die Entwicklung des Malers eine große Spannweite. Immer aber bevorzugte Matisse die einfachen Themen des Lebens: die menschliche Figur — vor allem den weiblichen Akt und das anmutige Mädchen — außerdem Stilleben von Blumen und Früchten, und auch Landschaften aus dem mittelmeerischen Süden. Wie er selbst sagte, lag es ihm nicht, Motive frei zu erfinden. Die formale Realisierung nahm sein ganzes Interesse in Anspruch. »Auch ohne Erfinden ist das Malen eine ungeheuer schwierige Angelegenheit; es gleicht einer komplizierten Schachpartie.«

Unser nebenstehend wiedergegebenes Stilleben mit Blumen und Früchten stammt aus einer Periode, in der sich Matisse vorübergehend wieder dem Impressionismus näherte. »Man muß die Freude im Himmel, bei den Bäumen und Blumen zu finden wissen. Überall blühen Blumen für den, der sie nur sehen will.«

Dr. Cyril Veltheim

Das Antlitz der ERDE

Peking das Herz Chinas

Von aristokratisch mildem Abglanz erfüllt
war das Peking von einst,
Residenz und Tempelstadt eines Riesenreiches —
ein Pastell an kunstvollen Ruinen und Pagoden,
an Brückchen und künstlichen Seen,
Palästen und Bibliotheken.
Jeder Europäer, der einmal in Peking lebte, zehrt
von der Sehnsucht nach der kostbaren
Schönheit des Verfalls, nach
den Schatten früherer Pracht.
Daß es auch in China Winter sein kann,
will uns nicht recht in den Sinn.
Wie ein Zaubertuch deckt der Schnee Bäume und
Dächer zu. Und die Augen der Kinder strahlen
wie die Augen aller Kinder in der Welt.
Das Tor des Himmlischen Friedens, noch den
Großeltern und Eltern verschlossen,
der Eingang zur einst Verbotenen Kaiserstadt,
hat sich ihnen geöffnet.
In alten, kostbar geschmückten Palästen schauen sie
voller Ehrfurcht die Vergangenheit.
Aber — sie beten nicht mehr für den Kaiser.
In schmucklosen Overalls drängen sie sich auf den
Plätzen Pekings und in den Straßen,
die so sauber und glatt gefegt sind, daß sogar
die Spatzen sie verlassen haben.

Fritz von Woedtke




少年宫

Leben auf anderen Planeten?

VON DR. HEINRICH FAUST

Scharfsinnige Untersuchungen eines deutschen Forschers lassen kaum noch Zweifel: unsere Erde ist nicht der einzige belebte Himmelskörper im All!

»Deutscher Forscher entdeckt Leben auf anderen Planeten!« So rief ein geschäftstüchtiger Zeitungsverkäufer in die Menschenmenge; im Nu war er seine Zeitungen los.

Was war geschehen? Auf einer Tagung der Gesellschaft für Weltraumforschung hatte ich einen Vortrag zum Thema ›Weltraumflug in kosmischer Sicht‹ gehalten. Die Presse des In- und Auslandes griff das Thema auf, Rundfunkstationen und Zeitungen brachten Sonderinterviews, der Strom der Zuschriften riß nicht ab.

Was ist haltlose Spekulation, was ist ›entdeckt‹, was ›bewiesen‹? Noch nie hat ein Astronom in seinem Fernrohr Leben auf anderen Himmelskörpern festgestellt. Es wäre auch völlig hoffnungslos, danach Ausschau zu halten. Ergo: Hat dann die Wissenschaft überhaupt eine Möglichkeit, Aussagen über dieses interessante Thema zu machen?

Ja! das kann sie, und zwar in dem Sinne, daß wir »nach allem, was wir heute wissen, annehmen, daß ...«. Diese Aussage kommt also nicht der Mitteilung einer gesicherten Tatsache gleich, sondern einer Überzeugung. Und der Sinn der folgenden Ausführungen ist der, die Größe der Wahrscheinlichkeit abzuschätzen, mit der wir intelligenztragende Planeten im Weltall annehmen können.

1 Trillion erdenähnliche Planeten im Weltall

Planeten anderer Fixsterne kann man — da sie nicht selbst leuchten — im Fernrohr nicht sehen oder fotografieren. Dennoch hat die Astronomie den Beweis geliefert, daß Fixsterne von dunklen Begleitern umkreist werden. Dieser Beweis wurde zum Beispiel durch die Auswertung feinster regelmäßiger Lageveränderungen von Fixsternen am Firmament erbracht, die nur durch die Anziehungskräfte unsichtbarer Begleiter erklärt werden können.

Nun ist es klar, daß auch mit Hilfe der feinsten Präzisionsmessungen nur Planeten von relativ großer Masse festgestellt werden können. Es muß aber angenommen werden, daß es auch kleinere Planeten etwa von Erdengröße gibt, die sich nicht mehr nachweisen lassen. Hinzu kommt, daß die frühere Ansicht von dem einmaligen und merkwürdigen Zufall der Natur, der einst bei der Entstehung unseres Planetensystems im Spiele gewesen sein soll, heute nicht mehr geteilt wird: Unsere Sonne nimmt keine Sonderstellung mehr unter den Myriaden anderer Sonnen im All ein.

Können wir nun abschätzen, mit wieviel erdenähnlichen Planeten im Universum wir mindestens rechnen müssen? Wäre das Weltall unendlich groß, gäbe es auch unendlich viele erdenähnliche Planeten. Die Mehrheit der Astronomen hält das Weltall aber für endlich groß, für ›vierdimensional in sich zurückgekrümmt‹, wobei uns heute die komplizierte Frage nicht weiter beschäftigen soll, wie wir uns das ›endliche‹ Weltall vorstellen können.

Fragen wir dafür — das ist für unsere Untersuchung zweckvoller — nach der Zahl der Sonnen im Weltall! Unser Milchstraßensystem, dem unsere Sonne mit ihren Planeten zugehört, bildet eine ›Weltinsel‹, die vielleicht 100 Milliarden Sonnen enthält. Nun gibt es in unserem Universum wiederum unzählbare Milchstraßensysteme. Professor Walter Baade, der nach den USA gegangene deutsche Astronom, schätzt, daß man mit dem Riesenfernrohr auf dem Mount Palomar das Licht von ›einigen Milliarden‹ Milchstraßensystemen einfangen könnte. Das Weltall ist aber größer als der mit dem Riesenfernrohr erfaßbare Raum. Wenn wir also vorsichtigerweise mit 10 Milliarden Milchstraßensystemen im Universum rechnen, so dürfte das nicht zu hoch gegriffen sein.

Nun sind aber die meisten anderen Milchstraßen nicht so sternenreich wie unsere Milchstraße. Wir wollen dem Rechnung tragen, indem wir jeder Milchstraße im Durchschnitt nur 10 Milliarden Sonnen zuschreiben. Dann hätten wir also 10 Milliarden mal 10 Milliarden, also 100 Trillionen Sonnen als Mindestzahl im Universum anzusehen.

Welche ungeheure Zahl! Aber wir wollen wieder ganz vorsichtig sein. Schreiben wir nur jedem zehnten Fixstern ein Planetensystem zu und nehmen wir an, daß nur jeder zehnte aller Planeten erdenähnlich ist, so haben wir mit mindestens 1 Trillion = 1 000 000 000 000 000 000 erdenähnlichen Planeten im Weltall zu rechnen.

Ein bedeutsames Experiment

Schon angesichts dieser Riesenzahl, bei der es uns schwindlig werden könnte, fällt es schwer zu glauben, daß ausgerechnet unsere Erde der einzige Planet sei, auf dem Leben existiert.

Die nächste Frage ist die, ob wir etwas über die Belebtheit dieser Pla-

neten aussagen können. Gehen wir einmal vom irdischen Leben aus.

Träger des Erdenlebens ist die Eiweißsubstanz. Irgendwann, vielleicht vor 2 oder 3 Milliarden Jahren, muß das erste funktionstüchtige Eiweißmolekül auf der vorher noch toten Erde vorhanden gewesen sein. Wie kann es entstanden sein? Ein Eiweißmolekül ist ein derart kompliziertes Gebilde, daß es ungezählte Möglichkeiten der Zusammenlagerung von Atomen zu einem Eiweißmolekül gibt, aber unter diesen ungezählten Eiweißmolekülarten ist nur ein einziges ›lebenstüchtig‹! Die größte Zahl, für die wir einen Namen haben, ist die Dezillion, eine Eins mit 60 Nullen; die Zahl aber, die die Möglichkeiten der Eiweiß-Entstehung angibt, ist eine Eins mit 1000 Nullen! Unter diesen völlig unvorstellbar vielen Möglichkeiten hat sich also damals auf der Erde ausgerechnet jene Eiweißart gebildet, die Leben ermöglichte! Nicht einmal die Zeit von 2 bis 3 Milliarden Jahren hätte nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung ausgereicht, um von selbst ein einziges funktionsfähiges Eiweißmolekül entstehen zu lassen!

Also blieb, wenn man die Lebensentstehung auf der Erde nicht einem göttlichen Schöpfungsakt zuschreiben wollte, nur der Schluß, daß das Erdenleben seine Entstehung einem außerordentlich unwahrscheinlichen Zufall der Natur verdankt!

Das ist jedoch ein Trugschluß. Die moderne Chemie hat nämlich gezeigt, daß es chemische Verbindungen gibt, die gegenüber anderen mit genau den gleichen Atombestandteilen, chemisch-energetisch gesehen, mit Vorrang entstehen. Die Atome haben also bisweilen die Neigung, sich in ganz bestimmter eindeutiger Weise zusammenzulegen. Sollte das einzige lebenstüchtige Eiweißmolekül nicht gerade dasjenige sein, das unter all den vielen anderen diese chemisch-energetische Bevorzugung aufweist? Dieser Gedanke liegt doch viel, viel näher als der des einmaligen wunderlichen Zufalls der Natur!

Die überzeugendste Stütze für eine Theorie sieht man meist in einem Experiment. In den USA hat vor wenigen Jahren der Biochemiker Stanley L. Miller einen Versuch gemacht, dem in diesem Zusammenhang große Bedeutung zukommt. Miller ahmte in einer Apparatur die Verhältnisse nach, wie sie in der irdischen Atmosphäre vor einigen Milliarden Jahren geherrscht haben müssen. Die Gase dieser Uratmosphäre ließ er in einem Röhrensystem kreisen. Da die Uratmosphäre sehr gewitterreich war, schickte er elektrische Entladungen durch das Gemisch. Nach einer Versuchsdauer von 8 Tagen untersuchte er, was sich gebildet hatte: Miller erhielt Bestandteile des Eiweißmoleküls, das der Träger des Lebens ist!

Natürlich war hiermit kein Leben künstlich erzeugt; dies konnte auch niemand erwarten. Aber die Bedeutung von Millers Versuch scheint mir in folgendem zu liegen: Würde man unter der Annahme, daß alle Atomkombinationen chemisch-energetisch gleichberechtigt sind, die Wahrscheinlichkeit für die Bildung der erhaltenen Substanzen berechnen, so ergäbe sich, daß die Zeit von einer Woche nicht entfernt dazu ausgereicht hätte, um ein einziges der entstandenen Moleküle zu erhalten. Sollte sich in dieser Apparatur und bei allen Versuchswiederholungen jedesmal ein wunderlicher Zufall der Natur ereignet haben? Diese Aussage wäre unlogisch. Wir müssen deshalb schließen, daß sich auch hier diejenigen chemischen Verbindungen gebildet haben, die von Natur aus chemisch-energetisch bevorzugt sind. Damit ist auch die Annahme erhärtet, daß die einstige Lebensentstehung auf der Erde kein einmaliger wunderlicher Zufall der Natur war, sondern eine notgedrungene Folge des chemischen Verhaltens der Atome und Atomgruppen. Wir kommen damit zu der schwerwiegenden Aussage:

Wo Lebensentstehung möglich ist, da ist sie auch wirklich! Und weiter ergibt sich: Die 1 Trillion erdenähnlichen Planeten müssen wir als belebt ansehen!

Freilich dürfen wir daraus nicht leichtfertig schließen, daß auf all diesen belebten Planeten — die genaue Zahl ist dabei ja unwichtig — auch intelligente Wesen einherwandeln, abgesehen davon, daß es wohl kaum zwei Planeten geben dürfte, auf denen die Lebensentwicklung die gleichen Wege eingeschlagen hat wie auf der Erde. Einige Forscher sehen zum Beispiel in den Eiszeiten den letzten Anstoß zur Menschwerdung. Sollte dies wirklich so sein, so entstünde die sonderbare Frage, was aus der biologischen Art der Herrentiere geworden wäre, wenn nicht gerade ›im rechten Augenblick‹ die Eiszeiten gekommen wären. Gäbe es dann keine Erdenmenschen?

Auf alle Fälle ist denkbar, daß sich auf einem Planeten das Leben zu reicher Blüte entfaltet, ohne daß es zur Hervorbringung eines Intelligenzträgers kommt, weil vielleicht der letzte Anstoß dazu fehlt. Weiter wird es Planeten geben, auf denen sich die äußeren Umstände so rasch änderten, daß die Zeit nicht reichte, um die höchste Stufe der Intelligenz zu erzeugen. Denken wir dabei an einen Planeten mit kleiner Masse. Auf ihm zwar kann Leben entstanden sein; die Umweltbedingungen können sich aber bereits wieder entscheidend verschlechtert haben, bevor ein Intelligenzträger geboren war. Meines Erachtens gehört unser Nachbarplanet Mars zu jenen Planeten, bei denen die zu rasche Verschlechterung der Umweltbedingungen diesen Wettlauf gewann. Auf dem Mars wären danach nur noch Lebensreste anzunehmen, und Marsmenschen hätte es nie gegeben.

Es fällt sehr schwer abzuschätzen, welcher Bruchteil der belebten Planeten auch intelligente Wesen beherbergt. Da wir aber eine Mindestabschätzung geben wollen, sei vorschlagsweise angenommen, daß nur jeder millionste belebte Planet auch intelligente Wesen beherberge. Unter dieser vorsichtigen Annahme ergäbe sich, daß wir in unserem Weltall immer noch mit mindestens 1 Billion Planeten rechnen können, die vernunftbegabten Wesen als Heimat dienen! Eine Billion, eine Eins mit zwölf Nullen, ist eine respektable Zahl. Entstünde in jeder Sekunde irgendwo im All ein solcher Planet, so dauerte es immerhin 32 000 Jahre, bis die Billion zusammen wäre.

Eine Billion Planeten mit menschenartigen Wesen! Und daß diese fernen Planetenbewohner eines Tages auch auf die Idee gekommen sein werden, in den Weltenraum vorzustoßen, liegt wohl auf der Hand. Werden sie sich einmal begegnen?

Nein! Diese Annahme ist ganz und gar falsch! Wir vergessen dabei die unvorstellbare Weite des Universums. Selbst wenn der interstellare Raumflug in Zukunft Wirklichkeit wäre, dann müßten wir suchend und immer wieder suchend im Weltall umherreisen, um Menschen von anderen Planeten zu begegnen. Eine solche Begegnung wäre zwar nicht unmöglich, aber immerhin äußerst unwahrscheinlich, denn bei vielleicht nur jedem hundertmillionsten Fixstern dürfen wir einen Planeten mit intelligenten Wesen erwarten. Andererseits geben uns unsere Überlegungen immerhin die Überzeugung, daß wir im großen Weltall nicht allein sind. Wenn wir abends unseren Blick zum Heer der Sterne erheben, dann dürfen wir überzeugt sein, daß irgendwo ebenfalls intelligente Wesen zu ihrem Himmel aufschauen.



Jede Kristall-Ausgabe enthält diese Sonderbeilage

Im nächsten Heft: Friedrich Barbarossa und Heinrich d. Löwe

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 2

Geschichte der Menschheit

Zu dem Bericht ›Mohammed floh von Mekka nach Medina‹ möchte ich Ihnen mitteilen: Die Stadt Medina hieß ursprünglich nicht Koba, sondern Yathrib. Aus der Tradition oder Überlieferung (Sunna) ist ersichtlich, daß Muhammed nur davon sprach, daß der Erzengel Gabriel ihm erschienen sei, nicht aber Gott. Muhammed hat nie von sich gesagt, er sei nur der Prophet der Araber. Dergleichen steht auch nicht im Koran. Das Wort Muselmane ist die türkische Bezeichnung für Muslim und kommt erst Jahrhunderte nach dem Tode Muhammeds in Gebrauch, ist aber heute schon wieder nicht mehr üblich. Im übrigen herzlichen Dank, daß Sie die Leser aufklären, warum wir Bezeichnungen wie Mohammedaner oder Mohammedanismus nicht lieben.

Rashid Ahmad SCHAGUNN, Bremen

Es freut mich besonders, daß Sie in Ihrer Darstellung auch Herzog Tassilo III. erwähnt haben. Kaiser Karl ließ den letzten dieses Geschlechts, der sich und seine Bajuwaren frei und unabhängig halten wollte, in ein Kloster stecken und blenden. Auch Tassilos Gemahlin und ihre zwei Töchter mußten den Schleier nehmen und ›der Welt entsagen‹.

M. PFEIFFER, Landau/Isar

Die Anlage Ihrer ›Geschichte der Menschheit‹ erinnert mich an einen anderen Versuch moderner Geschichtsdarstellung, an die Synchronoptische Weltgeschichte des Frankfurter Gelehrten-Ehepaares Peters. Dort wird die Geschichte in Tabellen als Überschau angeboten. Bei Ihnen wird sie mit den modernen Mitteln des Berichts und des Leitartikels lebendig gemacht. Das ist originell, anschaulich und einprägsam. Für Schule und Hausgebrauch gleich gut geeignet.

Dr. Werner EILERS, Duisburg

Weitere Briefe siehe Seite 33

Geschichte der Menschheit

Was wir heute von damals wissen, wird hier zu neuem Leben gebracht

BERICHTET IM STIL EINER ZEITUNG

Wer die Vergangenheit versteht, fürchtet die Zukunft nicht mehr!

Redaktion: KRISTALL

1066-1122 nach Christus

Normannen erobern England
Heinrich IV. ging nach Canossa



Der Teppich von Bayeux

In der Kathedrale von Bayeu in Frankreich hängt seit 1088 ein Bilderteppich, der zu den schönsten und kunstvollsten der Welt gehört. Er ist mit der Nadel in achtfarbiger Wolle auf grobem Linnen gearbeitet und ist 69 Meter lang und einen halben Meter hoch. Er besteht aus 76 Bildern, die die Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen erzählen, beginnend mit dem Besuch Harolds in Boshau und endend mit der Niederlage der Engländer bei Hastings. Der hier wiedergegebene Ausschnitt zeigt, wie normannische Reiter — die Normannen hatten auf Schiffen Pferde mitgeführt — die fliehenden Engländer verfolgen.

Der Eroberer siegte bei Hastings

Herzog Wilhelm von der Normandie ist Herr über England

Hastings (England), 14. Oktober 1066

Der Normannenherzog Wilhelm von der Normandie, der vor etwa zwei Wochen in England eingefallen war, hat die Engländer unter ihrem König Harold heute bei Hastings entscheidend geschlagen. Sein Sieg hat ihn zum Herrn über England gemacht. Es heißt, daß Wilhelm, der seit heute den Beinamen ›Der Eroberer‹ trägt, sich in London zum englischen König krönen lassen will. Wilhelm ist etwa 38 Jahre alt.

Die Schlacht von Hastings wurde auf beiden Seiten mit größter Verbissenheit geführt. Einen schweren Schlag erlitten die Engländer, als König Harold von einem Pfeil getroffen wurde und ein Auge verlor. Die Schmerzen machten es ihm unmöglich, das Heer mit der üblichen Sorgfalt zu führen. Trotzdem wollte er durchhalten. Wenige Stunden später aber ist er im Kampf gefallen. Auch seine beiden Brüder ließen in der Schlacht ihr Leben.

König Harold war als Nachfolger König Edwards Anfang des Jahres zum König gewählt worden. Aber als Verwandter Edwards erhob Wilhelm von der Normandie Anspruch auf England. Deswegen landete er am 29. September mit seinen normannischen Truppen an der Küste von Sussex. Bei der Landung stieß er auf keinerlei Widerstand.

Die etwa 60 000 Mann starken Invasionstruppen hatten sich Mitte August an der französischen Küste versammelt. Durch schlechtes Wetter wurde die Überfahrt verzögert. Um der erwarteten Invasion zu begegnen, zog König Harold ein starkes Heer und beträchtliche Seestreitkräfte an der englischen Küste zusammen. Da aber in diesem Augenblick die Norweger unter ihrem König Harald Hadradi, der ebenfalls England für sich beanspruchte, auf der Insel landeten, mußte Harold mit seinem Heer in Gewaltmärschen nach Yorkshire. Zwar gelang es ihm, die Norweger zurückzuschlagen, aber über dem Kanal hatte sich das Wetter inzwischen gebessert, und Wilhelm hatte seine Invasion mit vollem Erfolg durchführen können.



König Harold

Die Normannen brachten drei zerlegbare Forts mit. Die hölzernen Einzelteile wurden binnen kürzester Frist an strategischen Punkten montiert; damit verfügten die Normannen über drei starke Stützpunkte. Dann ließen sie Kavallerie-Schwadronen ausschwärmen. Die englischen Bauern flohen. Ihr Vieh nahmen sie mit. Dennoch blieben große Lebensmittelvorräte zurück, die die Normannen beschlagnahmten.

König Harold befand sich inzwischen auf dem Rückmarsch von Yorkshire über London. Sein Heer war zusammengeschrumpft und erschöpft. Als er Sussex erreicht hatte, wichen die normannischen Patrouillen vor ihm zurück und hinderten ihn nicht, eine starke Position auf dem Senlac Hill bei Hastings zu beziehen. Harolds Berater beschworen ihn, sich in Richtung auf London zurückzuziehen und das Land zu verwüsten, um das Vorrücken der Normannen möglichst zu erschweren. Der König beachtete diesen Rat nicht und befahl, die Stellung so stark wie möglich auszubauen. Er weigerte sich, auf englischem Boden die Taktik der verbrannten Erde anzuwenden.

Solange die Engländer innerhalb ihrer Befestigungsanlagen blieben, konnten die Normannen nichts ausrichten. Von neun Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags blieb die Schlacht unentschieden. Dann täuschten die Normannen einen Rückzug vor. Es gelang ihnen, die Engländer zum Verlassen ihrer Barrikaden zu verlocken. Von da an waren die Invasionstruppen im Vorteil. Wenig später errangen sie ihren Sieg.

Von unserem Sonderberichterstatter

Canossa (Oberitalien), im Januar 1077

Der deutsche König Heinrich IV. ist durch Papst Gregor VII. vom Bann erlöst und in den Schoß der Heiligen Kirche wieder aufgenommen worden. Gregor erteilte die Absolution auf der Burg Canossa, die der Markgräfin Mathilde von Tuscien gehört. Heinrich war dem Papst, der nach Deutschland wollte, hierher entgegengekommen. Trotz Schnee und Eis war er mit seiner Frau, seinem erst zweijährigen Söhnchen und einigen Begleitern über die Alpen gegangen. Er wollte ein Zusammentreffen des Papstes mit der deutschen Opposition verhindern.

Der 26jährige Heinrich hat mit seinem Gang nach Canossa einen großen politischen Sieg errungen. Zwar hat er sich als Mensch gedemütigt; aber seine Stellung als König hat er durch diesen Geniestreich gerettet. Wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich vom Bann zu befreien, dann hätten die Herzöge ihn abgesetzt. Auf dem Fürstentag zu Tribur im vergangenen Jahr hatten sie ihr Ziel deutlich genug zu erkennen gegeben. Danach baten sie Gregor, nach Deutschland zu kommen und als Schiedsrichter zu fungieren.

Um diesen Manipulationen zuvorzukommen, hatte Heinrich sich heimlich nach Italien aufgemacht. In diesem ungewöhnlich strengen und langen Winter gelang der Übergang über die Alpen nur unter unsäglichen Strapazen.

In der Lombardei wurde Heinrich IV. mit unglaublichem Jubel empfangen. Aber als die Lombarden erfuhren, daß der König vor dem Papst Buße tun wollte, waren sie enttäuscht. Sie sahen darin eine schimpfliche Kapitulation, und sie bestürmten den König, mit einem in der Lombardei zusammengestellten Heer nach Rom zu ziehen. Aber der junge Heinrich blieb fest. Er ist kein Phantast, sondern ein Realpolitiker. Er wußte, wenn ihm die Lösung vom Bann nicht rechtzeitig gelingen würde, dann wäre seine Herrschaft in Deutschland verloren.

Papst Gregor VII. war durch Heinrichs überraschende Ankunft äußerst erschrocken. Um sich vor dem König und seinem lombardischen Heer in Sicherheit zu bringen, bezog er die tuscische Stammburg Canossa. Der König schlug sein Hauptquartier in dem nahe gelegenen Bianello auf. Von hier aus schickte er Boten zu Gregor, die seine Ankunft melden sollten und durch die er die Markgräfin Mathilde, mit der er verwandt ist, und seinen Paten Hugo von Cluny, die in Gregors Begleitung waren, um Unterstützung bat.



König Heinrich IV. in Canossa vor Mathilde von Tuscien und seinem Paten Hugo von Cluny

Gregor aber wollte jetzt ausweichen. Er erklärte, seine Entscheidungen erst nach dem Fürstengericht in Augsburg, wohin er auf dem Weg war, treffen zu wollen.

Als alles nichts half, griff der König zu seinem letzten Mittel:

◆ Fortsetzung nächste Seite

An unsere Leser

Die Tragik des Reiches

Spätere Generationen werden fragen, warum denn die deutschen Könige immer wieder über die Alpen gezogen sind. Sie werden fragen, ob es denn wirklich notwendig war, im Kampf um die Kaiserkrone so viel deutsches Blut zu vergießen.

Aber die Kaiserkrone ist für die deutschen Könige alles andere als eine bloße Zierde. Seit Otto der Große die Bischöfe gleichsam zu Verwaltungsbeamten gemacht hatte, weil er sich auf die nach Selbständigkeit strebenden Herzöge nicht mehr verlassen konnte, war es für den König unbedingt erforderlich, die gesamte abendländische Kirche fest in der Hand zu haben. Das konnte er aber nur als Kaiser.

Und ebenso notwendig ist für den König das Recht der Investitur. Nur wenn er selber bestimmen kann, wer innerhalb des Reiches Bischof und damit Verwaltungsbeamter wird, hat er die Reichskirche und die Regierung des Reiches fest in der Hand. Aber mit derselben Notwendigkeit muß auch der Papst an der Investitur festhalten. So war der Zusammenstoß zwischen Papsttum und Kaisertum unausweichlich. Für das deutsche Reich war der Streit um die Investitur eine Tragödie. Der König hat den Kampf verloren.

Das Papsttum ging aus diesem Kampf ungeheuer gestärkt hervor. Und es scheint durchaus bereit, den Kampf weiterzuführen. Nun aber nicht mehr nur um die Investitur, sondern um die Herrschaft über die Welt. Ihm gegenüber steht ein geschwächtes Kaisertum. Zwar brachte das Ende des Investiturstreites, das Wormser Konkordat, das eben jetzt unterzeichnet wurde, eine Kompromißlösung, die dem Kaiser ein gewisses Einspruchsrecht bei der Investitur der Bischöfe beläßt. Aber die eigentlichen Sieger dieser Tragödie sind die deutschen Fürsten. Sie haben sich während des Kampfes, in dem es um die Existenz des Reiches ging, auf die Seite des Papstes gestellt. Sie haben dabei nur an sich selber gedacht, und es ist ihnen gelungen, ihre eigene Macht gegenüber dem König zu stärken. So sind die ersten zwei Jahrhunderte deutscher Geschichte tragisch überschattet.

Gregor starb als Verbannter

Bis zuletzt kämpfte er um die Weltherrschaft des Papsttums

Von unserem Berichterstatter

Salerno (Süditalien), 25. Mai 1085

In der süditalienischen Stadt Salerno ist heute der von Heinrich IV. für abgesetzt erklärte Papst Gregor VII. im Alter von etwa 65 Jahren gestorben. Im vergangenen Jahr war er vor Heinrich, der sich in Rom von dem Gegenpapst Clemens III. zum Kaiser krönen ließ, zu den Normannen geflohen. Seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung."

Selbst auf dem Sterbebett war noch einmal sein Haß gegen Kaiser Heinrich IV. aufgeflammt: »Außer dem sogenannten König Heinrich und allen seinen Anhängern sage ich jeden vom Banne los und segne ihn, der an mich glaubt.« Gregor war einer der größten Revolutionäre der Weltgeschichte; mit seinem geschliffenen Intellekt hat er unermüdlich und bis zum letzten Atemzug um die Herrschaft über die Welt gekämpft. Zwar hat er das Papsttum ungeheuer gestärkt, aber sein eigentliches Ziel hat er nicht erreicht, zumindest nicht für sich selber: Nicht als der Herr der Welt ist Gregor VII. gestorben, sondern als Flüchtling. Und Wilhelm der Eroberer ließ auf die Nachricht von Gregors Tod dem Erzbischof von Canterbury sagen: »Schüttelt das Joch der Knechtschaft ab und bleibt frei, wie es einem Erzbischof von Canterbury geziemt!« Aber der Anspruch, den Gregor erhob, wird bleiben: der Anspruch des Papsttums auf die Führung der Welt.

Gregors stärkster Gegner war der deutsche König Heinrich IV. den er, der erfahrene Realpolitiker, anfänglich nur für einen lärmenden Jüngling hielt. Aber da hatte Gregor sich getäuscht. Der große, schlanke, dunkelhaarige Aristokrat war dem kleinen, buckligen, aus einfachen Verhältnissen stammenden Gregor durchaus gewachsen. Vor zwölf Jahren war Gregor, der bis dahin den Namen Hildebrand trug, Papst geworden. Schon vorher, als er noch Kardi-



Gregor: das Unrecht gehaßt

nal war, hatte er für die Weltherrschaft des Papsttums gekämpft. Er war wesentlich daran beteiligt, als im Jahre 1059 das neue Papstwahldekret erlassen wurde, das die Rechte des Kaisers einfach ignorierte. Als er dann selber Papst war, ging er sofort zum offenen Angriff über: Er verbot dem deutschen König die Investitur. Aber Heinrich schlug zurück. Er ließ den Papst absetzen. Da sprach Gregor über Heinrich IV. den Bannfluch aus. Das war ein unerhörtes Wagnis! Und der junge Heinrich ließ auf der Synode von Utrecht den Papst durch die deutsche Reichskirche exkommunizieren. In einem Brief an »Hildebrand, nicht mehr den Papst, sondern den falschen Mönch«, wiederholte der König die Absetzung Gregors: »Ich, Heinrich, von Gottes Gnaden König, und alle unsere Bischöfe befehlen Dir: Steige herab, steige herab, Du in aller Ewigkeit Verdammungswürdiger!«

Jener erste Abschnitt des Investiturstreites endete mit einem Sieg des Papstes. Heinrich ging nach Canossa. Aber Canossa, dieser geniale Schachzug des 26jährigen, hätte für den deutschen König eine Wendung sein können: politisch hatte er seinen Gegner damals überspielt. Aber obwohl Heinrich nun vom Bann erlöst war, stellte die deutsche Fürstenopposition einen Gegenkönig auf: Rudolf von Rheinfelden.

Nach anfänglichem Zögern stellte Gregor sich auf die Seite des Gegenkönigs und sprach über Heinrich erneut den Bann aus. Das war im Jahre 1080. Doch diesmal ließ Heinrich sich nicht beeinflussen. Im Gegenteil: er selber machte den Bannfluch im ganzen Reich bekannt und zeigte, daß dieser Bann mit dem Religiösen nicht das geringste zu tun hatte, sondern daß er nur noch politische Waffe war im Kampf um die Macht. Auf der Synode zu Mainz erklärten neunzehn deutsche Bischöfe den Papst für abgesetzt. Dann wählten sie einen Gegenpapst: Wibert von Ravenna, der sich Clemens III. nennt.

Gregor VII. gab sich trotzdem nicht geschlagen. Während er sich im Norden ein Bollwerk gegen die Deutschen schuf, indem er sich die Mathildischen Güter übertragen ließ, suchte er im Süden bei den Normannen Schutz. Er machte Robert Guiskard zum Schirmherrn der römischen Kirche.

Unterdessen kam es in Deutschland zwischen Heinrich und Rudolf zu einer Entscheidungsschlacht. An der Elster wurde dem Gegenkönig Rudolf im Kampf die rechte Hand abgeschlagen, und zugleich wurde er durch einen Lanzenstich tödlich verwundet. Rudolfs Tod wurde vom Volk als Gottesurteil angesehen. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: »Das ist die Hand, mit der ich Heinrich, meinem Herrn, die Treue geschworen hatte.«

Nach dem Sieg über die Opposition konnte Heinrich seine Stellung in Deutschland soweit festigen, daß er nach Rom ziehen konnte. Da floh Gregor nach Salerno, wo er jetzt — abgesetzt und verbannt — gestorben ist.

Was man wissen muß

Die Chinesen verwenden neuerdings den Kompaß.

* * *

Die Erziehung zum Ritter geht nach ganz festen Bräuchen vor sich: Ein Junge wird mit sieben Jahren Edelknabe, mit vierzehn Jahren Knappe, mit 21 erhält er den Ritterschlag, wobei mindestens zwei ritterliche Zeugen zugegen sein müssen.

* * *

Fahrende Spielleute, die zu ihren Instrumenten singen und Akrobaten- und Kunststücke vorführen, sind in England sehr beliebt.

* * *

Am Hofe Adalberts von Bremen werden alchimistische Studien getrieben. Die Alchimie kommt von den Arabern.

* * *

In London hat man auf Befehl Wilhelms des Eroberers mit dem Bau des Towers, der königlichen Residenz, begonnen.

* * *

Eine Gruppe chinesischer Maler des sogenannten Westgartenkreises um Su Tung-p'o treibt die Malerei als ein regelfreies Tuschespiel und als Kunst des Fortlassens, die zur geistigen Ergänzung auffordert.

* * *

Aus England kommt die Mark als Münzeinheit ins Rheingebiet. 1 Kölnische Mark ist ein halbes Pfund Silber; sie hat zwölf Schillinge und 114 Pfennige.

Wie kam es zu Canossa?

Die Opposition der deutschen Fürsten

◆ **Fortsetzung von Seite 1**

Ohne die Aufforderung des Papstes abzuwarten, unterwarf er sich freiwillig der für die Erlangung der Absolution vorgeschriebenen Buße. Im Pilgergewand des Büßers erschien der deutsche König, den der Papst gebannt hatte, vor dem verschlossenen Burgtor von Canossa. Drei Tage stand er hier mit ein paar Getreuen in der Januarkälte, drei Tage und drei Nächte. Er rief Gottes Barmherzigkeit an, und immer wieder klopfte er ans Tor.

Papst Gregor VII. wußte sehr genau, daß eine vorzeitige Absolution ihn um seinen sicheren Endsieg im Kampf gegen das deutsche Königtum bringen würde. Aber diesen politischen Überlegungen widersetzte sich der Priester in ihm. Und von Mathilde und Hugo kniefällig gebeten, ließ er — als schon der dritte Tag zur Neige ging — dem büßenden Heinrich öffnen. Und wenige Augenblicke später lag der deutsche König vor ihm am Boden, die Arme kreuzweise ausgestreckt. Der Papst hob segnend die Hände und verzieh ihm.

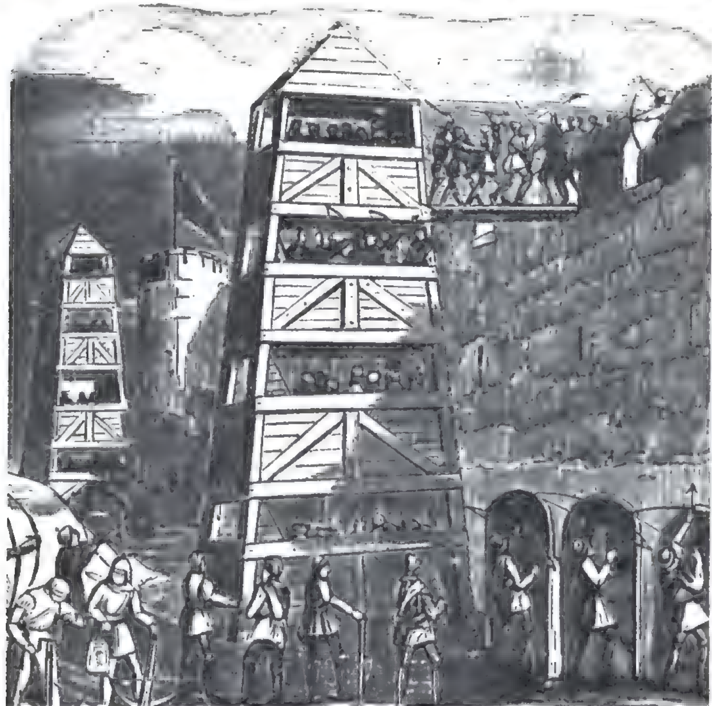
Nach der Erteilung der Absolution haben der König und der Papst sofort mit Verhandlungen begonnen. Der König trug dabei nicht mehr das Büßergewand, sondern die mitgeführte königliche Kleidung, den geflammten Pelz, die Lanze, das Schwert, den Ring. Gregor verlangte, daß Heinrich die Entscheidung, ob er die Krone behalten dürfe, dem päpstlichen Schiedsspruch überlassen solle. Aber Heinrich lehnte ab. Er verpflichtete sich lediglich, dem Papst auf seiner Reise sicheres Geleit zu stellen und ihn zu schützen. Als er diese Abmachung beeiden sollte, antwortete er, es sei unter der Würde eines deutschen Königs, sein Wort zu beschwören. Danach wurde in der kleinen Burgkapelle das Abendmahl genommen. Und so endete der 28. Januar 1077.

Wie war es zu diesem Tag gekommen? Nachdem die Päpste schon mit dem neuen Papstwahldekret von 1059 und mit der Belehnung der Normannenherzöge im gleichen Jahr ihren weltlichen Machtanspruch dokumentiert hatten, ging Gregor VII., seit 1073 Papst, zum offenen Angriff über. Auf der Fastensynode von 1075 verbot er die Laieninvestitur und bedrohte den deutschen König, falls er noch weiterhin am Investiturrecht festhalten würde, mit harten Strafen. Damit war der Konflikt ausgebrochen.

Heinrich berief in Worms sofort eine Reichskirchensynode ein. Die Synode erklärte Gregor VII. für abgesetzt. Gregor belegte jetzt den König mit dem Bann, woraufhin Heinrich den Papst durch die deutsche Reichskirche exkommunizieren ließ. Aber während die deutschen Bischöfe treu hinter dem König standen, stellten die Fürsten sich auf die Seite des Papstes. Sie sahen hier eine willkommene Gelegenheit, ihre eigenen Interessen gegenüber dem König durchzusetzen. Nur weil sich die deutsche Adelsopposition mit dem Papsttum verband, war Canossa möglich.



Besser als ein privater Kleinkrieg



Mit ihren transportablen Belagerungsmaschinen gelang es den Kreuzfahrern, Jerusalem einzunehmen. Die Mauern boten den Verteidigern der Heiligen Stadt keinen Schutz mehr.

Kreuzzug ins Heilige Land

Jerusalem erobert - Gottfried von Bouillon drang als erster in die Stadt ein

Von unserem Berichterstatter

Jerusalem, 16. Juli 1099

Jerusalem, die Heilige Stadt, ist von den Kreuzfahrern erobert worden. Nach konzentrierten Angriffen, die von allen Seiten gegen die Befestigungsanlagen vorgetrieben wurden, konnten die Kreuzfahrer in die Stadt eindringen. Bis weit in die Nacht hinein dauerten die Straßenkämpfe. Jetzt ist die Heilige Stadt fest in der Hand der Christen — zum erstenmal seit der Einnahme durch die Moslem im Jahr 637. Gottfried von Bouillon, der deutsche Herzog von Niederlothringen, wurde zum Herrn der Stadt erklärt.

Die Belagerung dauerte über einen Monat. Sie wurde von Anfang an unter schwierigsten Bedingungen durchgeführt. Fast wäre sie sogar schiefgegangen, denn sehr bald wurde der Mangel an Wasser fast unerträglich. Als dann auch noch die Lebensmittel knapp wurden, bedurfte es eiserner Disziplin, um die erschöpften Truppen noch beisammenzuhalten. Ebenso fehlte es an Material zum Bau der Belagerungsmaschinen. Endlich kam in Jaffa eine Flotte aus Genua an. Sie brachte Lebensmittel und Baumaterial. Damit waren die Belagerungstruppen gerettet.

Gestern früh wurde dann der Hauptsturm angesetzt. Beständige Würfe mit Steinschleudern hatten die mohammedanischen Truppen auf den Mauern zermürbt. Ungeheure Felsblöcke wurden in die Stadt geschleudert. Unter diesem Feuerschutz konnten dann die ersten Sturmböcke und Belagerungsmaschinen bis dicht an die Stadtmauer herangeschoben werden. Erbittert setzten sich jetzt die Verteidiger zur Wehr. Aber alle ihre Versuche, die Maschinen in Brand zu setzen, schlugen fehl. Statt dessen wurden sie jetzt von den in den Belagerungsmaschinen hinter Flechtwerk verschanzten Sturmtruppen mit einem dichten Pfeilhagel bedacht.

Gegen Mittag gelang es dann dem Lothringer Gottfried von Boullion, von seiner Belagerungsmaschine aus die erste schmale Brücke auf die Stadtmauer zu werfen. Bevor sie noch von den Verteidigern zurückgestoßen werden konnte, stürzte Gottfried mit einigen Getreuen hinüber. Gleichzeitig erklommen seine Truppen die überall angelehnt stehenden Sturmleitern. Nach kurzem erbittertem Handgemenge war damit der nördliche Teil der Stadmauer erobert. Danach war es nur noch ein Werk von Stunden, bis der Widerstand der Heiden gebrochen war. Von allen Seiten drangen jetzt die Pilger in die Stadt. Die letzten erbitterten Kämpfe, die an Erbarmungslosigkeit und haßerfüllter Grausamkeit wohl beispiellos sind, tobten bis in die Nacht um die Moschee, den königlichen Palast und den Tempel. Vor den Schwertern der Kreuzzügler fand niemand Gnade. Nicht nur die feindlichen Truppen, auch die Einwohner, darunter Frauen und Kinder, wurden erbarmungslos niedergemetzelt. Heute bietet die Stadt ein grauenhaftes Bild der Verwüstung. Mit Einbruch der Nacht fand in der Kirche des Heiligen Grabes der erste Dankgottesdienst statt.

Die Eroberung Jerusalems kann in ihrer wahren Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden. Noch vor wenigen Jahren stand ja das europäische Abendland unter der schwersten Bedrohung durch den Islam. Spanien, die Nordküste Afrikas und Teile Kleinasiens — insgesamt die Hälfte des ehemaligen römischen Imperiums — stehen noch heute unter seiner Kontrolle. Verschärfend kam hinzu, daß die türkischen Seldschuken, nomadische und kriegsgewohnte Stämme aus den weiten Steppen Asiens, vor kurzem fast ganz Kleinasien eroberten und das byzantinische Reich in seinen Grundfesten erschütterten. 1071 eroberten die Seldschuken Jerusalem. Zehn Jahre später standen sie am Bosporus. Siegesbewußt tauchte ein seldschukischer Sultan seinen Säbel ins Mittelmeer.

Das war die Lage, als Papst Urban II. an jenem denkwürdigen 27. November 1095 auf dem Konzil in Clermont die gesamte Christenheit zu den Waffen rief. Sein Ruf hatte durchschlagenden Erfolg. Von überall her antworteten begeisterte Stimmen »Gott will es!« Diesen Ruf nahm Urban auf und machte ihn zum allgemeinen Schlachtruf.

Eine entscheidende Rolle bei der Propagierung des Kreuzzugsgedankens hat der Eremit Peter von Amiens gespielt. Er vor allem trug den päpstlichen Aufruf in weite Bevölkerungskreise. In grobe Wolle gekleidet, auf einem Esel sitzend, zog er von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. In glühender Beredsamkeit beschwor er die Bevölkerung, das Kreuz zu nehmen. So zog er durch Frankreich. Auf seinen Ruf hin setzten sich große Volksmassen in Bewegung. In ungeordneten Haufen marschierten sie in Richtung Konstantinopel, wo sich die christlichen Heere sammeln sollten. Aber es waren nicht die besten, die sich unter Peter von Amiens zusammengefunden hatten. Unter ihnen waren Abenteurer, Landstreicher, sogar frühere Verbrecher. Mit mehr Barmherzigkeit als Klugheit hatte Peter sie in seine Reihen aufgenommen. Und sehr bald schon zeigten sich die verhängnisvollen Folgen dieser Kurzsichtigkeit. Im deutschen Rheintal kam es zu schweren Judenverfolgungen. Verbrecherische Elemente hetzten die Pilger gegen die Juden auf. In Köln und Mainz wurden mehrere tausend Juden erschlagen.

Buße und Abenteuer

Religiöses und Weltliches der Kreuzzugsidee

Von unserem politischen Korrespondenten

Paris, 1099

Wie kam es eigentlich zum Kreuzzug? Wie war es möglich, daß sich so viele tausend Adlige in den Dienst einer kirchlichen Sache stellten? Diese Fragen werden angesichts der Eroberung Jerusalems durch das Heer der Kreuzfahrer allenthalben aufgeworfen.

Planmäßig vorbereitet wurde der Kreuzzuggedanke von Papst Urban II. Als cluniazensischer Reformer ist Urban tief durchdrungen von dem Gedanken des streitbaren kirchlichen Kriegers. Außerdem verfolgt Urban das Ziel, die byzantinische Kirche mit der römischen wiederzuvereinigen. Deswegen rief er in Clermont den Kreuzzug zur Befreiung des Heiligen Grabes aus.

Das war vor vier Jahren. Damals hat man den Aufruf des Papstes für einen spontanen Akt, für eine Intuition gehalten. Heute wissen wir, daß es sich um eine lang und sorgfältig vorbereitete diplomatische Aktion handelte und daß der Vorgang in Clermont bewußt inszeniert war. Aber in Clermont erfuhr der Kreuzzugsgedanke in der ekstatischen Aufnahme durch die Massen eine Wandlung: Hatte Urban den Kreuzzug ursprünglich als einen von der Kirche gelenkten ritterlichen Heidenkrieg gesehen, der die Vereinigung der griechisch-orthodoxen mit der römischen Kirche bringen sollte, so trat in Clermont der Wallfahrtsgedanke in den Vordergrund. Seit langem gilt ja eine lange und schwierige Pilgerreise zu einem heiligen Ort als Buße für schwere Verfehlungen. Die Pilgerreise nach Jerusalem zählt als Buße für besonders schwere Sünden. Mehr als hundert Pilgergruppen hatten diese Reise unternommen, bevor Urban den Kreuzzug ausrief. Der Gruppe, die im Jahre 1064 unter Führung des Erzbischofs von Mainz nach Jerusalem wallfahrte, gehörten etwa 7000 Pilger an.

Aber neben dem Sündenbewußtsein, das durch die cluniazensische Reform in unserer Zeit besonders stark ausgeprägt ist, besteht noch ein zweiter Grund für die große Beteiligung des französischen und normannischen Adels. Durch die Gottesfriedensbewegung, die ebenfalls von Cluny ausging, und die für bestimmte Wochen- und Feiertage ein Fehdeverbot schuf, war die Abenteuerlust der französischen Ritter ohne Nahrung geblieben. In seiner Rede zu Clermont aber hatte der Papst durchblikken lassen, daß der Kreuzzug seinen Teilnehmern reichlich Gelegenheit geben würde, die Abenteuerlust nach Beute und Landerwerb zu befriedigen. Viele Kreuzfahrer sind in der Hoffnung aufgebrochen, ihr irdisches Vermögen durch Raub und Plünderung aufzubessern. So sind im Kreuzzug von Anfang an religiöse und weltliche Faktoren eng miteinander verquickt. — Daß der deutsche Kaiser, der höchste weltliche Würdenträger der Christenheit, diesem großen Unternehmen fernblieb, zeigt, wie sehr er an Ansehen verlor.

England unter
den Normannen

Von unserem Berichterstatter

London, 1099

Wie in London offiziell festgestellt wurde, wandern die normannischen Landsleute König Wilhelms in beträchtlicher Zahl über den Kanal nach England ein. Ihr Einfluß auf das geistige Leben Englands ist sehr stark und nimmt noch immer zu.

Die Eroberer stellen bereits einen großen Teil des Adels, der Bischöfe und anderer kirchlicher Würdenträger. Aus Flandern kamen seit der normannischen Eroberung Englands auch viele Kaufleute und Weber.

Für Konstantinopel?

Kaiser Alexios verlangt den Vasalleneid

Im Mai 1097 waren die großen Heere, die die eigentliche christliche Streitmacht ausmachten — etwa 150 000 Mann — vollzählig in Konstantinopel versammelt. Die ersten von ihnen trafen unter Gottfried von Bouillon im Dezember 1096 in der byzantinischen Hauptstadt ein. Ihr Weg hatte sie durch das Donautal über Ungarn und Bulgarien geführt. Als zweite führende Persönlichkeit traf Raimund von Toulouse ein. In seiner Begleitung befand sich Adhemar, Erzbischof von Puy, der von Papst Urban stellvertretend designierte kirchliche Führer. Ihre Route führte von Südfrankreich über die obere Adria zum Balkan und dann weiter in südöstlicher Richtung. Fast gleichzeitig mit ihm erschien Bohemund mit seinen italienischen Normannen. Sie waren mit ihren Schiffen die Adria hinaufgefahren und dann im wesentlichen der gleichen Strecke gefolgt, die Raimund gewählt hatte.

Alle Führer mußten dann dem byzantinischen Kaiser Alexios I. huldigen. Er nahm ihnen das Gelöbnis ab, daß alle Gebiete, die sie den Moslem abnehmen sollten, Teile des Ostreiches werden. Die Heerführer haben dieses Gelöbnis nur widerwillig getan. Denn sie waren ja nicht ausgezogen, um für Alexios zu kämpfen.

Nachdem die Heere sich in Konstantinopel versammelt hatten, begannen sie unverzüglich ihren Marsch auf Jerusalem. Schwere Kämpfe gegen die Seldschuken hatten sie zu bestehen, und sie mußten ungeheuer schwere Strapazen auf sich nehmen. Nach langen Entbehrungen und schweren Opfern aber haben sie dann die Heilige Stadt, in der einst Christus ans Kreuz geschlagen wurde, der Christenheit zurückerobert. Jetzt gilt es, die eroberten Gebiete zu sichern und zu halten.



Das Innere eines Prachtraumes aus einem fürstlichen Schloß in Deutschland



Der Wormser Dom: ein romanisches Bauwerk

Der St.-Peter-Dom in Worms ist eine doppelchörige romanische Basilika mit vier Rundtürmen und zwei achteckigen Zentraltürmen. Im Jahre 1000 wurde mit dem Bau begonnen. — Worms, die civitas Vangionum der Römer, ist seit langem Bischofssitz. Im 5. Jahrhundert war es der Mittelpunkt des Burgunderreiches am Rhein. Jetzt wurde hier das Wormser Konkordat abgeschlossen.

Letzte Meldungen:

Kaiser Heinrich IV. gestorben

Erzbischof von Magdeburg verweigert dem Toten ein christliches Begräbnis

Von unserem Sonderberichterstatter

Lüttich, 7. August 1106

In Lüttich ist heute Kaiser Heinrich IV. im Alter von 56 Jahren gestorben. Ein unermüdlicher Kämpfer, dessen Leben eine Kette von Enttäuschungen war, hat damit sein Ende gefunden — sein Ende, aber noch nicht seine Ruhe. Denn der Magdeburger Erzbischof und Legat des Papstes verweigert dem Gebannten ein christliches Begräbnis. Die Leiche des Kaisers wurde in eine ungeweihte Kapelle gebracht.

Das Ende Kaiser Heinrichs IV. war überschattet von der Empörung seines Sohnes, Heinrichs V., der sich vor zwei Jahren auf die Seite der kirchlichen Gegner Heinrichs IV. gestellt hatte. König Heinrich V. hat seinen Vater in brutaler und hinterlistiger Weise überfallen, gefangengesetzt und zur Abdankung gezwungen.

Nach dem Tode Papst Gregors VII. im Jahre 1085, seines stärksten Gegners auf dem päpstlichen Stuhl, hatte Heinrich IV. mit wechselndem Erfolg versucht, die negativen Rückwirkungen des Investiturstreites auf die innerdeutsche Politik auszugleichen. Er konnte aber die Auflösung der alten Verwaltungseinheiten nicht aufhalten. Der Adel war während des Streites zwischen König und Papst zu stark geworden, als daß Heinrich die Politik seiner Frühzeit hätte wiederaufnehmen können. Hinzu kam, daß auch die Nachfolger Gregors VII. die Streitfrage um die Investitur beibehielten und damit dem König die Hände banden. Trotzdem erlangte Heinrich in Deutschland fast allgemeine Anerkennung.

Wie sehr aber das Kaisertum als höchste weltliche Institution des Abendlandes an politischer Bedeutung verloren hat, zeigte sich daran, daß der Kaiser an der großen europäischen Kreuzzugsbewegung unbeteiligt blieb. Als Kaiser Heinrich dann selber einen Kreuzzug veranstalten wollte, um dadurch die Loslösung vom Bann zu erreichen, wurde das Angebot von Papst Paschalis II. abgelehnt. Das war für den Kaiser ein harter Schlag. Denn ohne einen Kreuzzug konnte er die Rittermassen, die sich in den Jahren der Bürgerkriege angesammelt hatten, nicht beschäftigen. Die so entstehende Unzufriedenheit unter der Ritterschaft nutzte Heinrich V. für sich aus und fiel von seinem Vater ab. Mit einem Heer zog der Sohn gegen den Vater zu Felde, und der alte Kaiser mußte flüchten.

Aber bei Koblenz trafen Vater und Sohn zusammen. Der Sohn heuchelte Unterwerfung, und Heinrich IV. verzieh ihm. Bedingungslos glaubte der alte Herrscher dem Wort seines Sohnes, und so entließ er auch auf dessen Rat sein Heer. Auf dem Reichstag zu Mainz, den der Sohn einberufen hatte, sollte die ganze Frage von den Fürsten entschieden werden. Aber Heinrich V. hatte Angst, daß der alte Kaiser auf dem Reichstag die Fürsten hinter sich bringen könnte. Deswegen setzte er seinen Vater auf der Burg Böckelheim gefangen.

Was der Kaiser hier als Gefangener erleben mußte, hat er wenig später selber berichtet: »In engste Haft gestoßen, sind wir unseren Feinden überantwortet worden. Man hat uns nicht einmal einen Priester gegeben, als wir, an Leib und Seele bedroht, nach der letzten Wegzehrung verlangten und ein Bekenntnis unserer Sünden ablegen wollten. Hunger und Durst mußten wir hinnehmen und die Gewißheit, das Leben zu verlieren, wollten wir unserem Sohne nicht zu Willen sein.« Hier, in der Gefangenschaft, mußte er auch das Weihnachtsfest begehen.

In der Haft wird er krank. Das alte ererbte Lungenleiden wirft ihn immer wieder aufs Krankenbett. Seine Körperkräfte sind dahin, von einem übermenschlichen Lebenskampf zu früh verzehrt. Und so schleppen sie ihn, den an Leib und Seele Gebrochenen, vor das Tribunal. Sie geben ihm kein Recht zur Verteidigung; er hat nur demütig zu antworten und im übrigen zu schweigen: »Wie wir nun aber das Wort verlangten, um uns zu rechtfertigen, haben sie es gebieterisch abgelehnt, was sogar die Barbaren keinem Knecht verweigern. Da mußten wir erkennen, daß die Entscheidung schon gefallen war.«

Natürlich war die Entscheidung längst gefallen, und Heinrich V. ging mit Krone, Zepter, Kreuz und Schwert aus Mainz fort. Den alten Kaiser brachten sie nach Ingelheim.

Und dort, unter dem Zuspruch der Rheinländer, die noch immer treu an ihm hingen, fand der Kaiser noch einmal ins Leben zurück. An den Abt von Cluny schrieb er: »Mein Sohn verbreitet überall, ich hätte freiwillig abgedankt. Deine Heiligkeit soll erfahren, was wahr daran ist . . .« Und dann berichtet er ihm über seine Gefangenschaft und über das Tribunal. Noch einmal sammeln sich um den Kaiser die alten Getreuen, noch einmal faßt dieser unermüdliche Kämpfer den Mut zum Widerstand gegen das Schicksal. Und während sein Sohn Krieg führt gegen die Stadt Köln, hätte Heinrich seine Sache vielleicht doch noch zu einem guten Ende führen können, aber da kam der Tod.



Kaiser Heinrich IV.

Steuern nach dem Grundbesitz

Im Domesday-Book sind die Ländereien aller Engländer erfaßt

Von unserem juristischen Mitarbeiter

London, 1087

Die umfassende Bestandsaufnahme der wirtschaftlichen Hilfsquellen Englands, die auf Befehl König Wilhelms des Eroberers vorgenommen wurde, ist soeben in einem großen, zweibändigen Werk veröffentlicht worden. Die Zusammenstellung dieses Grundbuches hat über ein Jahr gedauert. Es gilt als sicher, daß dieses Buch in Zukunft eine große Rolle als Grundlage der Rechtsprechung spielen wird.

Der Plan, sämtliche Besitzungen in einem Grundbesitzbuch zu verzeichnen, wurde bereits 1086 von der Weihnachtsversammlung ausgearbeitet und gebilligt. Das war fast auf den Tag genau zwanzig Jahre nach der Krönung Wilhelms in der Westminster-Abtei. Das Hauptziel der großen Bestandsaufnahme war die Taxierung des Landbesitzes und die Festsetzung der Steuern, die dem König zu zahlen sind. Auch die an die Regierung zu zahlenden Abgaben sollen fixiert und die Ausdehnung und der Wert der Ländereien der Krone festgestellt werden.

Um die nötigen Daten zu sammeln, besuchten Beauftragte des Königs jede Grafschaft und hielten öffentliche Befragungen ab. Versammlungen wurden einberufen, meist im Gerichtsgebäude der jeweiligen Grafschaft. Alle Grundbesitzer und städtischen Beamten waren zur Teilnahme verpflichtet. Die von je hundert Einwohnern aufzubringenden Steuern wurden attestiert, die ordnungsgemäße Durchführung des Verfahrens von einer örtlichen Jury, die aus sechs Engländern und sechs Normannen bestehen mußte, beschworen.

Im Domesday Book stehen die Besitzungen des Königs an erster Stelle. Dann folgt kirchlicher Besitz, dann kommen die Barone, deren Vasallen und Pächter, dann die Diener des Königs und nach ihnen alle anderen Grundbesitzer. Grundbesitz von Frauen steht an letzter Stelle der Liste. Damit verfügt die Krone über eine vollständige Liste aller Grundbesitzer, ihres Vermögens und ihrer steuerlichen Einstufung. Diese detaillierten Aufzeichnungen wurden allein schon deshalb nötig, weil die Ländereien der englischen Adligen, die gegen den König gekämpft hatten, enteignet und neu verteilt wurden.

Außerdem enthält das Domesday Book genaue Aufzeichnungen über anbaufähige und gerodete Flächen, über Wiesen und Weiden, über Waldgebiete, Mühlen und andere Gebäude, über die Zahl der Ochsengespanne, eine Aufstellung der Leibeigenen und der Landarbeiter, unterteilt je nach Klasse und besonderen Rechten, sowie die geschätzte Steuersumme, die jeder Ort und jedes Lehen im Jahr aufzubringen haben.

Nicht vergessen wurden Aufzeichnungen über Markt- und Münzrechte sowie über die Zahl der Soldaten, die jede Stadt zu stellen hat. Da Städte und Ortschaften ihre Steuern an die Regierung oft in Naturalien zahlen, sind auch diese Mengen genau festgelegt.

Die große Bestandsaufnahme hat sich bereits jetzt als überaus wertvoll für die königlichen Beamten erwiesen, die zum ersten Male in der Lage sind, sich einen genauen Überblick über das jährliche Einkommen des Königs zu verschaffen. Wichtig ist auch, daß der König jetzt nach Aufzeichnung der Namen aller Pächter, Diener und Bauern sich von jedem Landbesitzer persönlich Treue schwören lassen kann. Wenn es nötig ist, Einberufungen zum Militär vorzunehmen, wird die große Namensliste die Verwaltungsarbeit ungemein erleichtern.



Aus Gold und Edelsteinen: die Kaiserkrone

Investiturstreit beendet

Wormser Konkordat bringt Kompromißlösung

Von unserem Berichterstatter

Worms, 23. September 1122

Der Investiturstreit ist beendet. In Worms wurde ein Konkordat geschlossen, in dem Kaiser und Papst zu einer Kompromißlösung übereinkamen.

Das Wormser Konkordat sieht vor: In Deutschland erfolgt die Einweisung eines Bischofs in sein Bistum durch den König, aber erst nach vollzogener kirchenrechtlicher Wahl durch das Domkapitel. Doch geweiht wird der Bischof erst nach der Einweisung durch den König. So behält der König ein gewisses Einspruchsrecht gegen den von der Kirche präsentierten Kandidaten. In Italien hat der König dieses Einspruchsrecht nicht mehr.

Mit diesem Kompromiß ist ein Streit beigelegt worden, der sich durch ein halbes Jahrhundert hinzog und der das deutsche Königtum außerordentlich geschwächt hat. Mit der Unterzeichnung des Konkordats haben Kaiser und Papst sich endlich versöhnt: Es erfolgte zugleich die feierliche Aufhebung des Bannes über Kaiser Heinrich V. Heinrich V., der einst gegen seinen Vater rebelliert hatte, war nämlich bald in die Bahnen der väterlichen Politik eingeschwenkt und hatte den Investiturstreit fortgesetzt.

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 28

Fünflings-Geschwister

Zu Ihrem kleinen Thema ›Ein Fünfling heiratet‹ in der Nummer 26 möchte ich Ihnen etwas zur Ergänzung sagen. Seit der Geburt der kanadischen Fünflings-Schwestern — Sie bezeichnen sie als die ersten in den letzten 500 Jahren geborenen Fünflinge, die nicht wenige Tage nach der Geburt starben — wurden bis heute nur noch viermal Fünflinge geboren. Die ältestens sind die nunmehr 13 Jahre alten argentinischen Geschwi-



Foto: dpa

Die argentinischen Fünflinge

ster, vier Knaben und ein Mädchen. Sie alle leben und sind völlig gesund. Im vergangenen Jahr — man könnte es das Fünflings-Jahr nennen — wurden gleich dreimal Fünflinge geboren. Im Januar schenkte eine sehr arme Inderin fünf Mädchen das Leben. Diese Mädchen müssen noch leben, denn ich habe nie etwas über ihren Tod gelesen. Im Juni gebar eine junge Eingeborene aus dem Stamme der Tschopi im portugiesischen Ostafrika vier Knaben und ein Mädchen. Keines der Kinder aber war lebensfähig. Und im Oktober kamen in Toulon drei Mädchen und zwei Knaben zur Welt, die auch alle wenige Tage nach der Geburt starben. So blieben meiner Ansicht nach in der ›Geschichte der Menschheit‹ bisher nur drei Fünflings-Geschwister, die Dionnes mitgerechnet, am Leben.

Dr. Peter HAGEMEISTER, Kaiserslautern

KRISTALL-Kunstblatt

Bei mir hier in Argentinien hängt die Wiedergabe von van Goghs ›Nachtcafé‹ eingerahmt an der Wand. Es ist eines Ihrer immer so großartigen Kunstblätter. Aber es hängt bei mir nicht nur wegen seines Kunstwertes, sondern auch, weil ich vor dem gleichen Café in den Jahren 1946/47 als Kriegsgefangener so manches liebe Mal das Pflaster gekehrt habe. Das Café sieht heute noch genauso aus wie 1888, als es gemalt wurde.

Guillermo RASCH, Florida/Buenos Aires

Gefahr für die Leber

Von den Ausführungen Ihres Mitarbeiters in KRISTALL Nr. 26 über die um sich greifenden Leberleiden möchte ich besonders den Schlußsatz unterstreichen. Es ist das Gebot, sich selber stärker zu beobachten. So bedeuten bereits Sodbrennen, Aufstoßen und ein unangenehmes Völlegefühl nach der Einnahme des Frühstücks ernsthafte Alarmzeichen. Sie können vor allem durch schwere Kuchen und überfettete Mehlspeisen bewirkt werden, die sich bei allen Leber- und Gallenleiden als recht schädlich erweisen. Hier schon heißt es, fette Speisen zu vermeiden und eine radikale Kostveränderung vorzunehmen. Vorbeugend soll man auch auf jene Heilkräuter zurückgreifen, die wie Schöllkraut und Pfefferminze die Gallenproduktion fördern.

Dr. med. B. BRINGER, München



Foto: Inge Schoenthal

KUNST — ABER VERKAUFSSCHLAGER

›Frau Professor‹, die an der Hamburger Hochschule für Bildende Künste am Lehrpult steht, spricht keine Kathederweisheiten. Margret Hildebrand, knapp 40 Jahre, ist Praktikerin. Sie hat vor 15 Jahren als Volontärin in einer Gardinenfabrik ihrer Heimatstadt Stuttgart begonnen und gilt heute bereits in der Industrie als Expertin für Textilentwürfe und Stoffdrucke. Damals wie heute verfolgte sie ihre künstlerischen Entwürfe vom Reißbrett bis zum Ladentisch. Sie mischte mit den Technikern die Farben, von den Kaufleuten erfuhr sie, welche Muster ›Verkaufsschlager‹ wurden. Kein Wunder, daß sich bereits nach einem Jahr Lehrtätigkeit die ›Künstler-scheue‹ Industrie um den von ihr geschulten künstlerischen Nachwuchs bemüht.



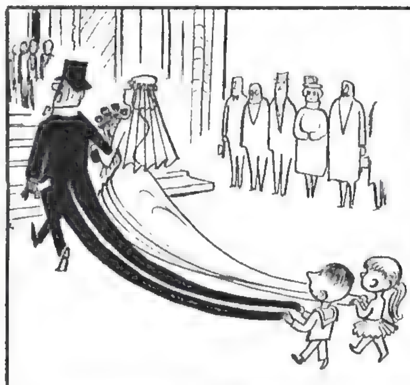
Foto: Privat

EIN MANN DER NÄCHSTENLIEBE

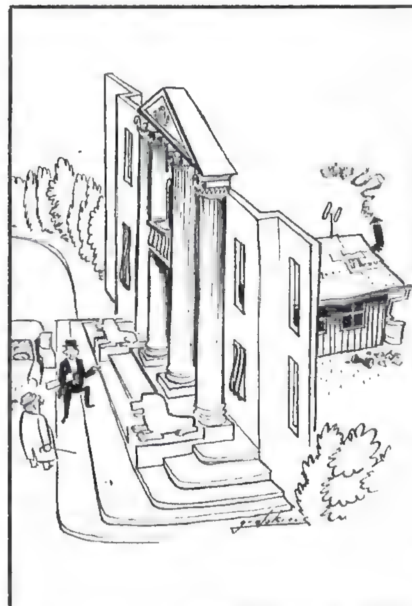
»Die Liebe gehört mir wie der Glaube«, dieses Wort Wicherns, auf dessen Anregung vor 100 Jahren die Innere Mission gegründet wurde, gilt auch für Pastor D. Friedrich Münchmeyer, Präsident des neugeschaffenen Diakonischen Werkes der evangelischen Kirche in Stuttgart. Diese Organisation dient der freien Wohlfahrtspflege. Pastor Münchmeyer, der Sohn eines Seemannspfarrers, hat schon als Seelsorger für Soldaten erfahren, daß nur aktive Fürsorge die christliche Botschaft an viele Menschen heranzubringen vermag. Wer ihn aus seiner Arbeit in Bethel kennt, weiß, daß der 56jährige die Entschlußkraft besitzt, um dieses neue Werk zu organisieren.

Repräsentation ist alles

Gezeichnet von Grosskreuz



»Er hatte immer schon einen ausgeprägten Sinn für Repräsentation.«



»Zugunsten der Fassade mußte ich dahinter leider einiges einsparen.«

ER SPIELT SICH NACH VORN

Als in der Aufführung der ›Tätowierten Rose‹ von Tennessee Williams der junge Matrose die Bühne des Hamburger Thaliatheaters betrat, spürten es im Zuschauerraum nicht nur die Fachleute: hier spielte sich ein großes Talent nach vorn. Einer, der das Gesicht der heutigen Jugend trägt. Unsentimental und reizbar, nervös und ruppig. Ein Typ. Seinen Namen muß man sich merken: Klaus Kammer. Mag sein, daß dieser junge Schauspieler vom Jahrgang 1928 dieses Talent noch nicht ganz mit Können auszufüllen vermag, aber seine Leistungen ließen auch die an Schauspielererfolge gewöhnte Theaterstadt Berlin aufhorchen. Bei Barlog steht Kammer jetzt im Stück des gleichaltrigen Engländers John Osborne ›Blick zurück im Zorn‹ im Blendlicht eines jungen Ruhms.



Foto: Ruth Wilhelmi



EHRUNG EINES ARZTES

Als Heinrich Pette vor einigen Jahren zur Kinderlähmungs-Impfung Stellung nahm, horchte die Welt auf. Denn in dem Hamburger Neurologen besitzt die deutsche Medizin einen Mann von internationalem Ruf. Der geborene Westfale, der seit 1919 in Hamburg und seit 1934 Professor für Neurologie ist, widmete sich gerade der Bekämpfung dieser Krankheit. Das liegt daran, daß Pette stets einen engen Zusammenhang zwischen Neurologie und Innerer Medizin sieht. Noch heute ist der 70jährige von wohltuender Frische, von großem Temperament, dabei vorsichtig in der Beurteilung von Menschen und Dingen — alles Eigenschaften, die schon vor zweieinhalb Jahrtausenden Hippokrates als notwendig für den Arzt bezeichnete. Prof. Pette erhielt jetzt das Bundesverdienstkreuz.

Foto: dpa



»Laßt ja niemanden wissen, daß ihr vom Studenten-Schnelldienst seid!«





Wie die Masten eines fernen Segelschiffes ragen die Türme der Kathedrale über die Linie des Horizontes. Foto: Jahan

Das Farbwunder von Chartres

Ein Bildbericht aus der Akropolis von Frankreich / Von Fritz von Woedtke

Foto: Ch. P. Jahan

Ein Geflecht von Wehrmauern, Turmhauben und Hausdächern schiebt sich aus dem Tal der Eure den Berghang hinauf und scheint die Kirche der Mutter Maria von Chartres wie eine kostbare Stadtkrone zu halten und zu tragen.

»Die Bilder der Glasfenster dieser Kathedrale sind in erster Linie für die Einfachen, welche die Schrift nicht lesen können. Sie sollen ihnen zeigen, was sie glauben sollen«, sagte der Abt von St. Denis über Chartres.

Im zwölften Jahrhundert, als das Christentum noch jünglingshaft strahlte, trug das Volk von Frankreich die Steine auf Schubkarren und auf dem Rücken zusammen, um zu Ehren des Christengottes dies feste Haus von Chartres zu errichten, während es selbst mit Holz- und Lehmhütten vorliebnahm. Zur Zeit des großen Opferwillens war noch nicht Abend im Abendland.

Wir spießen heute Sehenswürdigkeiten auf, wie früher Schmetterlingssammler die bunten Falter mit den mattgewordenen Flügeln in ihre Botanisiertrommel legten. Wir besuchen die Kathedralen von Reims und Notre-Dame in Paris, von Laon und Aachen und Köln in vorübergehender Bildungspflicht. Dann wissen wir etwas von Gotik. Oder glauben

Farbfotos: aus dem Band Orbis pictus ›Die Kirchenfenster von Chartres‹, von Alphonse Dierick, Verlag Hallwag, Bern-Stuttgart.

Einen König als Ahnherrn des Königs aller Könige stellt diese Figur aus dem Lebensbaum Jesu dar. Sie thront in den Zweigen eines Baumes, in denen sie sich mit den Händen festhält.



Foto: Ch. P. Jahan

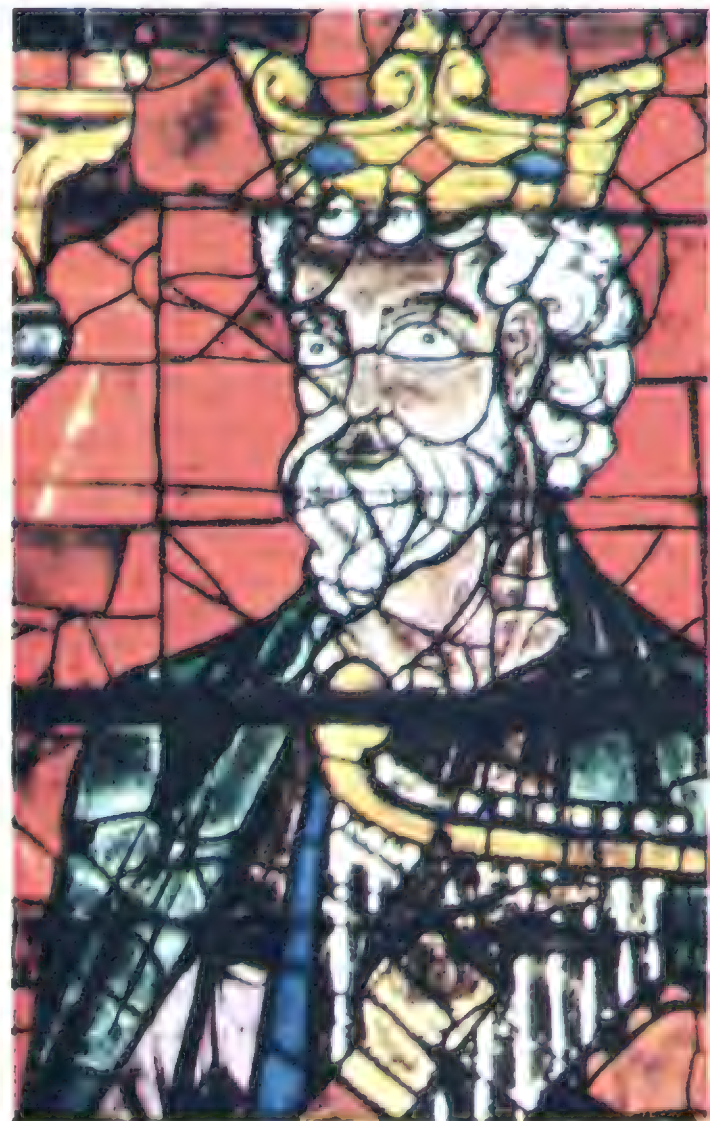
Die ›Rose von Frankreich‹, ein Rundfenster von großer Leuchtkraft im Giebel des nördlichen Querschiffes, mißt dreizehn Meter im Durchmesser und ist eine Stiftung der Königin Blanca von Kastilien.

es. Wenn wir in Chartres sind, erfahren wir, daß sich in dieser Kathedrale die größte Glasmalereisammlung der Welt befindet: über 2500 Quadratmeter Buntglasfenster — aber erklärt das den wehen Zauber jener vielen Steinfiguren, die an den drei Portalen der Kirche wachen, und die an uns vorbeisehen ins Unendliche?

Dies ist in der Tat eine ›Akropolis von Frankreich‹, wie Rodin diese Zitadelle der Ewigkeit nannte, während sein weiland Sekretär Rainer Maria Rilke, sonst so wortreich, so kaskadenhaft verziert in seinen Ausdrücken, nach dem Besuch der Kathedrale nur zu schreiben vermochte: ›Chartres war groß . . .‹. Groß ist wahrhaftig die Magie des inneren Raumes. Bestürzend umgeben uns Farben, und immer wieder herrscht Blau vor. Nach der Legende wurde es aus zerstäubten Saphiren hergestellt, und das Purpurrot durch Beimischung von reinem Gold.

Ein Drittel Flußsand, zwei Drittel Asche von Buchenbäumen, zu Kalk gewordene Farnkräuter und ein wenig Salz — so schrieb im 12. Jahrhundert der Mönch Theophilus das Rezept für die Nachwelt nieder, die das Wunder von siebenhundert Jahren niemals wiederholen konnte.

Wir bedürfen nicht chemischer Analysen, nicht in Sachen des Glaubens und nicht in Sachen der Kunst. In Chartres stehen wir wie verirrte Kinder in einem Zauberwald, dessen geheimnisvollste Blume den Namen ›Rose von Frankreich‹ trägt und als Rundfenster den Giebel des nördlichen Querschiffes schmückt.



Der König David gehört zu den fünf menschlichen Figuren in den Spitzbogenfenstern unter der ›Rose von Frankreich‹.

Edelsteine machten sie arm

Kreuze

VON MARIANNE EICHHOLZ

Heute sieht man Kennedy nicht mehr an, daß er früher Prospektor war. Er trägt Maßhemden, sein Haus über der Tafelbai von Capetown besitzt ein Schwimmbad. Wenn er Sie dann zu einem Whisky einlädt und Sie sitzen ihm auf der Veranda gegenüber, wird Ihnen sein Gesicht rosig erscheinen. Aber das ist nur der flamingofarbene Widerschein der Sonne, die im Indischen Ozean untergeht. Gewöhnlich ist Kennedys Gesicht gelb. Er hat einen Leberschaden.

Dann wird er Ihnen von den zwanziger Jahren erzählen, als das Land im Norden der Union die Diamantensucher aus der ganzen Welt angelockt hatte.

Damals holten wir südlich vom Oranje einige zehntausend Karat aus dem Sand, das Karat zu zwölf Pfund Sterling, sagt er, und Sie wissen, daß er nicht lügt. Die Prospektoren arbeiteten mit Schüttelsieben. Man trieb sich ohne Radargerät und Funkanlage in der Luft herum, mit deutschen Junckersflugzeugen; Flugplätze gab es wenig, damals . . . Kennedy erzählte mir die Geschichte von Swaantje de Jong.

Die Startflagge senkte sich, die Maschine hatte Abhebegeschwindigkeit, Luft kam unter die Tragflächen. Dann sah Kammgartner den gestampften Boden von Capetown Airport unter sich liegen.

»Kurs?« fragte die Frau.

»Genau Nord«, sagte Kammgartner. Außer der Sonne hatten sie keinen Kompaß.

Er sah von der Seite her nur die großen, insektenhaft vorgewölbten Schalen ihrer Flugbrille und die getönte Haut von Wangen und Kinn. Während das Brausen des Windes zunahm, tauchten Erinnerungsfetzen vor ihm auf: der Abend, an dem er sie kennengelernt hatte. Kennedy hatte sie ihm vorgestellt, angeblich, ohne etwas Genaueres von ihren Verhältnissen zu wissen. „Ihre Vergangenheit«, hatte er gesagt, »kennt hier niemand.« Warum hatte es Kammgartner einen Augenblick lang geschienen, als seien die beiden vertrauter miteinander, als Kennedy es wahrhaben wollte?

Er vergaß es wieder. Er vergaß so ziemlich alles, was vor Swaantje de Jong in seinem Leben gewesen war. Sie war hochgewachsen und hatte schwefelkiesfarbene Augen.

Vierzehn Tage später sagte er ihr, daß er das Flugzeug und die Ausrüstung gemietet habe, und zeigte ihr Verträge mit obskuren Händlern, die die Steine unter Umgehung der Bestimmungen aus dem Land schaffen wollten.

Die Tragflächen schimmerten silbern unter Kammgartners Ellenbogen. Zweitausend Meter über dem 25. Breitengrad der südlichen Halbkugel lag die Maschine ruhig in der durchsichtigen Luft. Die Spannung fraß die Gedanken der Frau wie Säure: Würde man in Capetown Verdacht schöpfen und die Patrouillen hinterherschicken? Würden Benzin und Wasser reichen?

Nach fast drei Stunden tauchte unter ihnen das silberne Band des Oranje auf, der sich im Westen in den Atlantik ergoß. Sie gingen tiefer, die weißen Schwerter des Hakisdorngebüschs wuchsen auf Kammgartner zu, das Muster der Wellen wurde schärfer.

Alexanderbucht! Er registrierte den schmalen Sandstreifen gleichzeitig mit dem kaum merklichen Stoß von unten gegen die Räder — dann rollte die Maschine aus.

Sie marschierten nach der primitiv gezeichneten Karte landeinwärts und standen nach einer halben Meile auf dem kostbarsten Stück Sandboden der Welt. Swaantje schlurfte durch den locker mit Austernschalen durchmengten Sand und sagte: »Auf diesen Augenblick habe ich gewartet, seit ich im Hafenviertel von Port Natal die Abfalleimer nach Lebensmitteln durchwühlte.«

Kammgartner sah zum erstenmal, wie ihre Augen, von denen Kennedy gesagt hatte, sie erinnerten ihn an Schwefelkies, unter einem feuchten Schleier zu glänzen begannen. Man hätte es mit Zärtlichkeit verwechseln können.

Er ging zum Flugzeug zurück und holte das Schüttelsieb. Sie arbeiteten fast ohne Pause vier Tage lang. Hunderte von Malen war das Sieb voll Sand, Hunderte Siebe Sand schütteten sie mit der verbrauchten Hoffnung zurück. Sie fanden nichts.

Der fünfte Tag war für den Rückflug bestimmt, aber sie rang Kammgartner noch diesen Tag ab. In hoffnungsloser Gier arbeitete sie allein mit dem großen Sieb. Kammgartner stand neben dem Flugzeug, als sie aus den sich überschneidenden Linien der Dünen wieder auftauchte. Sie hockte sich neben ihn in den Sand. In den nächsten Minuten konnte er das Gefühl einer Täuschung nicht loswerden: Vor ihm lagen zwei Männerhandvoll von jenem härtesten Mineral der Erde, das die Diamantschleifer in Juwelen verwandeln und das auf der Haut der Frauen den Kontostand ihrer Männer verrät. Er führte einen Tanz auf, in dem sich seine Nervenspannung löste. Sie sah ihn mit hochgezogenen Brauen an: »Teilen Sie!« befahl sie.

Auf jeden von ihnen kam ein Vermögen.

Sie machten die Maschine startklar. Ob Swaantje de Jong die Gewalt über das Steuer verlor oder ob der feuchte Boden doch eine untergründige Strömung hatte: Kurz bevor sich die Maschine vom Boden abhob, bohrte sich das linke Rad in den Sand; sie überschlug sich und blieb auf der Seite, auf der sich Kammgartners Sitz befand, liegen. Er war sofort tot.

Sie wurde aus dem Führersitz geschleudert. Später konnte sie sich erinnern, daß sie vor dem Aufprall nach dem Lederbeutel griff. In einer Art Glücksrausch versank sie in Ohnmacht.

Beim Erwachen sah sie, daß die Maschine nicht mehr flugfähig war, und ging zu den Wassertanks: Ihr wurde unter der Sonne eiskalt; der dunkle Fleck im Sand unter dem leckgeschlagenen Tank bedeutete fast ein Todesurteil.

Mit bloßen Händen schaufelte sie Kammgartner ein Grab, riß Teile von der Verspannung ab und legte ein primitives Kreuz auf den Hügel.

Was wußte sie von dem Toten? Nie war ihr die Idee gekommen, daß Kammgartner, der schmale Kammgartner, der Aristokrat österreichi-

aus Diamanten

scher Abkunft, der in der jungen demokratischen Europäersiedlung das ›von‹ vor seinem Namen gestrichen hatte — ein Mann gewesen war. Ein Mann wie Kennedy einer war, Kennedy mit seinen groben Schultern, der Gerissenheit eines Wolfes und seiner Gier nach Reichtum.

Noch hatte sie keinen Durst. Und wenn: Der Durst würde ein schweres Spiel mit ihr haben. Ihr Körper war zäh, gebildet unter den harten Bedingungen armer Einwanderer. Auf der Karte sah sie, daß ein Durchschlagen nach dem Land nur unter besonderen Glücksumständen Erfolg haben konnte. Die Sonne brannte mit sechzig Grad. Nur die Neger kannten die Wasserlöcher. Orientierung war fast unmöglich. Trotzdem marschierte sie los. Gegen Abend hatte sie ein furchtbares Erlebnis: Vor ihr lag das Flugzeugwrack neben dem Grabhügel. Sie war im Kreis gangen. Da betete sie vor dem schon fast verwehten Kreuz.

In die ersten fiebrigen Träume des Schlafes nahm sie den Vorsatz, am Morgen den Tau von den Tragflächen zusammenzukehren, um die gepeinigten Schleimhäute wenigstens zu benetzen. Aber die Sonne stand schon in einem Winkel von dreißig Grad, der Tau war längst aufgetrocknet. Trockener Husten schüttelte sie. Sie wußte, daß bei der geringen Luftfeuchtigkeit ein Mensch höchstens drei Tage leben konnte; sie rief sich die Anzeichen des Durststerbens in das Gedächtnis: zuerst Schwindelgefühl, dann Fieber. Später erschienen die leuchtenden Flecke vor den Augen und zuletzt Flammen. Dann hatte man noch zwei Stunden Frist, bis der Tod kam. In den letzten Minuten rissen sich die Verdurstenden die Kleider vom Leibe. Man hatte Durststote nackt aufgefunden.

Die Luftspiegelungen begannen. Zwanzig Schritte voraus sah sie Pflanzengrün. Sie lief hin und fand Sand. Ein Dutzend Mal narrte sie die Fata Morgana. Gegen Mittag des dritten Tages beschloß sie, sich neben dem Flugzeug in die Erde zu graben. Schon halb im Delirium grub sie die Grube und scharrte den Sand über sich zusammen.

Was war Delirium? Verursachte das Fieber auch akustische Wahnbilder? Sie hörte den dunklen Ton eines Flugzeuges, dann setzte ihr Bewußtsein aus.

Die Männer der Lastwagenkolonne fanden sie, als sie die leuchtenden Flecke sah. Man muß sich diese Burschen nicht als barmherzige Samariter vorstellen. Sie hatten Polizeibefugnisse, um das Gebiet um die Alexanderbucht vom Land her abzuriegeln, so gut es ging.

Auf der Fahrt stahlen sie Swaantje de Jong den größten Teil der Steine aus dem Beutel, den sie um den Leib geschnallt trug.

Es war kühl auf der Veranda geworden. Wie ein dunkler Spiegel lag der Indische Ozean unter dem Mond. Im Norden brütete das Massiv der Tafelberge.

»Sie kam«, schloß Kennedy, »eines Tages bei mir in Capetown an, abgerissen und mager wie ein Giraffenhals. Ich habe sie angestarrt wie einen Geist. Verstehen Sie: Da stand meine Vergangenheit vor der Tür, und davon wollte ich nichts mehr wissen. Ich nahm sie dann bei mir auf.« »Nicht aus Nächstenliebe«, warf ich ein.

„Nein«, sagte er langsam, »ich wußte, daß sie noch Diamanten hatte. Allmählich bekam sie wieder Fleisch auf die Backen, und nachts schrie sie nicht mehr im Schlaf. Sie freundete sich mit dem Negerjungen an, der als Küchenboy bei mir diente, einem zehnjährigen Bantuknaben. Mir gefiel das nicht. Und daß sie nicht über die Steine redete, gefiel mir noch weniger. Ich wurde langsam nervös. Eines Tages ging ich in ihr Zimmer. Sie war wieder hübsch. Ich zog die Rolläden herab und versuchte, den Arm um sie zu legen. Sie sah an die Decke, wo die Fliegen um die elektrische Birne kreisten, und sagte: ›Wenn du die Diamanten meinst — du wirst keinen davon zu Gesicht bekommen. Ich habe sie nicht mehr.‹

Erst glaubte ich ihr nicht, ich bat und drohte und fluchte. Sie hatte sie dem Bantu geschenkt, und der hatte sie zur Missionsstation gebracht, wo sie für ihn verwaltet wurden, bis er volljährig war. Und die Missionare, das wissen Sie selbst, geben nicht so leicht wieder her, was sie mal haben.

Der Durst und die Sonne mußten sie krank gemacht haben. Sie war bestimmt ›na wazimo‹, er gebrauchte den Bantu-Ausdruck für geistesgestört.

»Oh«, sagte ich, »sie konnte ja auch andere Motive gehabt haben, nicht wahr? Schließlich war sie eine Frau.«

»Ich lernte sie«, sagte er schwerzüngig, »in Port Natal kennen. Sie war arm, genau wie ich. Unsere Familien waren bettelarm ins Land gekommen. Sie war siebzehn und packte in einer Orangen-Exportfirma Kisten voll. Ich war Hafenarbeiter, ich machte alles, was vorkam, aber am Abend ging ich zu ihr. Ein ganzes Jahr lang. Eines Tages hatte ich es satt. Dieses Leben wollte ich nicht mehr. Ich wollte nach oben: reich werden, eine Frau aus den oberen Kreisen heiraten. Heimlich reiste ich ab und ging als Prospektor in das Oranje-Gebiet. Ich wurde reich und dachte nicht mehr an sie — da tauchte sie in Capetown auf . . .«

»Da haben sie ihr die Sache mit den Diamanten eingeredet und sie mit Kammgartner zusammengebracht«, sagte ich. »Um sie loszuwerden. So oder so, dachten Sie, hätten Sie leichtes Spiel mit ihr. Kam sie nicht wieder, traf sie keine Schuld. Kam sie aber wieder und Sie hatte ›Glück‹ gehabt, um so besser . . . Eine verliebte Frau kann man um den Finger wickeln.«

»Hören Sie auf«, sagte Kennedy laut, »Sie verstehen vielleicht etwas von Ihrem Beruf, aber von den Leuten hier in diesem Land verstehen Sie nichts. Außerdem ist die Rechnung doch aufgegangen. Jeder hat bezahlt. Ich mit meinem Leberschaden und mit meiner verfluchten, einsamen Existenz.«

Mimosengebüsch und Tecoma-Ranken dufteten. Es war beinahe Morgen, als ich in meinem Bungalow auf das Eisenbett fiel. Ich dachte an die Diamanten, die einen Kerl wie Kennedy geschliffen hatten, daß er trank und als alter Junggeselle die Zinsen seines Vermögens aufaß, da oben in seinem feinen Haus an der Spitze des gewalttätigen Kontinents.



Sie freundete sich mit dem schwarzen Küchenboy an. Kennedy gefiel das nicht.

Das Bild zeichnete KATJA HASSLER

Stress

beherrscht unser Leben

VON PROF. HANS SELYE



Wir können Stress nicht sehen. Aber wir können ihn erkennen an den Veränderungen, die er in unserem Körper hervorruft — dank der Forschungen von Hans Selye, Professor an der Universität Montreal (Bild links). Seine Lehre vom Stress soll einen Weg weisen zu einem glücklicheren Leben. Sie zeigt uns, wir wir sinnlose Kämpfe vermeiden, Schlaflosigkeit überwinden und wie wir in Harmonie leben können.

Der Stress eines harten Arbeitstages kann Sie schlafen lassen wie ein Klotz oder die ganze Nacht wachhalten. Das klingt widerspruchsvoll, wenn Sie aber die Arbeit analysieren, die Ihnen Schlaf bringt und die Arbeit, die Sie wachhält, finden Sie den Unterschied. Eine stressreiche Tätigkeit, die Sie zu Ende geführt haben, verschafft Ihnen Ruhe und Schlaf; aber eine Tätigkeit, der an sich selbst Spannung innewohnt, hält Sie wach.

Wie man richtig schläft

Wenn man an Schlaflosigkeit leidet, hat es keinen Zweck, sich selber zu sagen: »Vergiß alles und entspanne dich, der Schlaf wird von selbst kommen.« Er kommt nicht.

Schäfchen zählen, warme Milch, ein heißes Bad usw. hat ebenfalls wenig Wert, da es nur denen hilft, die daran glauben. Fängt man damit erst an, wenn man zu Bett gehen will, dann ist es für alles, ausgenommen ein Schlafmittel, zu spät. Den ganzen Tag über sollte man seine Träume vorbereiten; denn wenn man an Schlaflosigkeit leidet, hängt der nächste Nachtschlaf weitgehend davon ab, wie Sie Ihr Tagewerk tun.

Lassen Sie sich nicht stärker fortreißen und hochsteigern als notwendig ist, um den Schwung für die beste Leistung zu bekommen, die Sie zugunsten Ihrer Selbstverwirklichung vollbringen wollen. Wenn Sie sich zu stark hochsteigern, besonders während der letzten Stunden des Tages, kann Ihre Stress-Reaktion bis in die Nacht anhalten.

Bedenken Sie, daß die unter Stress erzeugten Hormone dazu dienen, Sie aufzurütteln und zu Höchstleistungen anzufeuern. Sie vertreiben den Schlaf, sie sollen aber nicht den ganzen Tag lang gebraucht werden. Wenn ein Zuviel an diesen Hormonen im Blut zirkuliert, werden sie uns ähnlich einer Tablette Pervitin wachhalten. Nebenbei, Pervitin ist mit Adrenalin chemisch verwandt. Schlaflosigkeit beruht auf chemischen Vorgängen, die man nicht einfach hinwegreden kann.

Versuchen Sie nicht, irgendeinen Teil Ihres Körpers oder Geistes durch Wiederholen der gleichen Tätigkeiten bis zur Erschöpfung unverhältnismäßig zu überlasten. Vermeiden Sie besonders die sinnlose Wiederholung der gleichen Leistung, wenn Sie bereits erschöpft sind. Die gleiche Leistung könnte viel leichter nach einem guten Nachtschlaf erreicht werden oder auch, nachdem Sie nur ein paar Stunden etwas anderes getan haben (Ablenkung). Wenn Sie sich selber in eine Tätigkeit verbeißen, sind Sie vielleicht nicht imstande aufzuhören, und Sie werden sie im Geiste auch während der Nacht fortsetzen.

Die Natur liebt die Abwechslung. Berücksichtigen Sie das nicht nur bei Ihrer Tages-, sondern auch bei Ihrer Lebensplanung. Unsere Zivilisation zwingt die Menschen zu hochspezialisierten, einförmig sich wiederholenden Beschäftigungen. Vergessen Sie nicht, daß Stress der große Ausgleicher aller biologischen Tätigkeit ist und daß, wenn Sie stets und ständig die gleichen Teile Ihres Körpers oder Geistes gebrauchen, das einzige Mittel, das die Natur hat, um Sie aus diesem Einerlei herauszureißen, Stress ist.

Bedenken Sie auch, daß die Schlaflosigkeit ein mächtiger Stressor an sich ist. Wenn auf einen Tag der Überbeanspruchung eine schlaflose Nacht folgt, werden Sie am nächsten Tage Ihre gewöhnliche Arbeit in schläfrigem Zustand leisten müssen. Der Stress daraus kann eine weitere schlaflose Nacht bedeuten, und Sie geraten so in einen schwer zu durchbrechenden ›Teufelskreis‹. Zum Glück können Sie dieser Komplikation wahrscheinlich entgehen, wenn Sie meinen Ratschlägen folgen. Hat sich aber der ›Teufelskreis‹ schon um Sie geschlossen, dann sollten Sie, um ihm zu entrinnen, tagsüber schlafen (wenn Sie können) oder für die Nacht ein mildes Schlafmittel nehmen.

Niemand stirbt an hohem Alter

Wir betrachten Stress als die ›Summe der Abnützung im Körper‹. Diese Definition macht die enge Beziehung zwischen Altern und Stress deutlich.

Ein Mensch kann mit vierzig Jahren körperlich und geistig viel greisenhafter sein als ein anderer mit sechzig. Das wahre Alter hängt weitgehend von der Abnützungsrate, vom Tempo des Aufbrauchs ab; denn Leben ist im wesentlichen ein Vorgang, der allmählich die Anpassungsenergie verausgabt, die wir von unseren El-

tern ererbten. Lebenskraft gleicht einem Bankguthaben, das man durch Entnahmen verbrauchen, aber nicht durch Einlagen erhöhen kann. Daß wir das Tempo unserer Abhebungen bestimmen können, ist unsere einzige Gewalt über diesen kostbaren Besitz. Es wäre keine Lösung, gar nichts abzuheben — das würde den Tod bedeuten. Auch können wir nicht nur soviel abheben, um gerade am Leben zu bleiben, denn das würde nur ein Dahinvegetieren erlauben. Das Vernünftigste ist, großzügig abzuheben, aber nie verschwenderisch auszugeben.

Viele Leute glauben, daß sie nach stressreichen Beschäftigungen durch Ausruhen wieder so werden könnten, wie sie vorher waren. Das ist falsch. Tierversuche haben erwiesen, daß jede Belastung eine Narbe hinterläßt, weil sie Reserven unserer Anpassungsfähigkeit aufbraucht, die nicht ersetzt werden können. Es stimmt, daß Ruhe unmittelbar nach einem quälenden Erlebnis uns durch Beseitigung der akuten Müdigkeit fast bis zum ursprünglichen Tauglichkeitsgrad wiederherstellt. Aber die Betonung liegt auf dem Wort *fast*. Da wir im Leben ständig Perioden von Stress und Ruhe durchlaufen, entsteht jeden Tag nur ein kleiner Mangel an Anpassungsenergie — und summiert sich zu dem, was wir Altern nennen.

Ablenkung erhält jung

Je mehr die Menschheit lernt, die äußeren Todesursachen (Mikroben, Kälte, Hunger) zu bekämpfen, desto wahrscheinlicher ist es, daß sie an ihren eigenen selbstmörderischen Handlungen stirbt. Es steht mir nicht zu, über Kriege zu sprechen — obwohl auch diese Zeichen von Fehlanpassung sind —, aber vielleicht können uns meine Versuche lehren, unser persönliches Leben einzurichten. Ich bin davon überzeugt, daß wir die durchschnittliche Lebensdauer erheblich verlängern könnten, wenn wir in besserem Einklang mit den Naturgesetzen lebten.

An hohem Alter sterben würde bedeuten, daß alle Organe des Körpers gleichermaßen dadurch aufgebraucht sein würden, daß sie zu lange benutzt wurden. Das ist niemals der Fall. Ein alter Mensch kann sterben, weil eine verbrauchte und verhärtete Arterie in seinem Gehirn zerreißt oder weil seine Nieren nicht mehr die Stoffwechselabfälle aus seinem Blut herauswaschen können oder weil sein Herzmuskel durch übermäßige Arbeit geschädigt ist. Immer gibt es einen Teil, der zuerst verbraucht ist und der die Maschinerie Mensch lahmlegt.

Soweit ein Mensch sein Leben willensmäßig steuern kann, sollte er den Stress durch das, was wir Ablenkung genannt haben, auszugleichen suchen: Er sollte häufig das Schwergewicht der Tätigkeit verlegen. Der menschliche Körper hält — gleich dem Reifen am Auto oder dem Teppich auf dem Boden — um so länger stand, je gleichmäßiger er abgenutzt wird.

Das beste Lebenstempo

Nachdem ein Mensch geboren ist, kann er nicht innehalten, ehe er sein Leben auf Erden erfüllt hat — es sei denn, er will sich selber umbringen. Er kann jedoch durch willensmäßige Verhaltenswahl viel tun, um mit seinem Körper und mit seinem Vorrat an Anpassungsenergie unter den gegebenen Umweltbedingungen so weit wie möglich zu kommen. So kann er z. B. leben und seine Persönlichkeit in einem Tempo und auf eine Weise entfalten, die unter den gegebenen Umweltbedingungen zu seinen angeborenen Begabungen am besten passen. Zwei wichtige begrenzende Faktoren — sie liegen fest, sobald ein Mensch geboren ist — sind: sein Vorrat an Anpassungsenergie und die Abnutzung, die der schwächste lebenswichtige Teil seines Körpers aushalten kann.

Dem Menschen wird das Glücksgefühl, seinen Auftrag auf Erden erfüllt zu haben, sicherlich nicht allein durch sehr langes Am-Leben-Bleiben zuteil. Im Gegenteil: Ein langes Leben ohne das Gefühl der Erfüllung ist sehr langweilig. Wenn sie wirklich einmal ihr Leben analysieren würden, kämen die meisten Leute zu der Einsicht, daß sie sich bloß so durchgewurstelt haben, ziellos von einem Tag zum anderen treibend. Nur am Leben zu bleiben, ganz gleich, wie bequem und sicher, ist kein der vitalen Anpassungsenergie des Menschen angemessenes Ventil. Behaglichkeit und Sicherheit erleichtern es uns, die großen Dinge im Leben zu genießen. Sie sind jedoch keine großen und erstrebenswerten Ziele.

Welches Ziel sollten wir erstreben?

Welches aber sind die letzten Ziele des Menschen? Philosophen, Psychologen und Mystiker haben seit undenklichen Zeiten darüber nachgedacht. Wir bekamen viele edle und viele gewöhnliche Antworten zu hören. Gott zu gefallen, Macht zu erlangen, Liebe, Anerkennung, Lob von anderen, schöpferische Entfaltung zu erreichen — oder einfach Glück.

Meine Antwort auf diese Probleme fand ich in dem, was man die Lebensphilosophie der Dankbarkeit nennen kann. Sie half mir, meine persönliche Haltung gegenüber Stress im Leben zu bilden. Vielleicht kann sie auch Ihnen helfen.

Zahllose Generationen waren erforderlich, bevor einzelne Zellen die Kunst friedlicher Abhängigkeit voneinander zur Vermeidung von innerem Stress entfalteten. Selbst heute noch kann gelegentlich eine Revolte in einem Teil ausbrechen, der den Grundsatz des Kollektivgefühls vergißt. Das ist es, was wir Krebs nennen. Durch seine hemmungslose Ausbreitung tötet er das Ganze ebenso wie sich selber.

Kurzgefaßt, können wir die Entwicklung der zusammengesetzten Lebewesen im wesentlichen als einen Vorgang auffassen, der vielen Zellen erlaubt, sich bei einem Minimum von gegenseitig verursachtem Stress in Harmonie zu entwickeln und so aufs beste den Interessen der ganzen Gemeinschaft zu dienen.

Philosophie der Dankbarkeit

Betrachten wir die Beziehungen zwischen verschiedenen vielzelligen Lebewesen, z. B. zwischen Menschen. Hier hat sich ebenfalls eine Abhängigkeit zwischen den Individuen entwickelt, die sich für verschiedene Aufgaben spezialisiert haben. Manche erzeugen Nahrungsmittel, andere stellen die Transportmittel und wieder andere verwalten und ordnen die Tätigkeiten der Gemeinschaft. Gegenwärtig ist jedoch die Zusammenarbeit unter ihnen weit weniger zufriedenstellend und erheblich mehr zu Stress führend als unter den verschiedenen Organen des einzelnen. Jedwede Harmonie oder Zwietracht in unseren sozialen Beziehungen beruht auf einem einzigen Organ: dem Nervensystem. Es regiert unsere Entscheidungen und Haltungen gegeneinander durch die Gemütsbewegungen.

Mir scheint, daß es eine unter ihnen gibt, die mehr als alle anderen für das Fehlen oder für das Vorhandensein von Stress verantwortlich ist: Dankbarkeitsgefühl mit dem negativen Gegenstück, dem Racheverlangen.

Ich glaube, Dankbarkeit sowie Rache sind die wichtigsten unsere Handlungen bestimmenden Empfindungen. Von ihnen hängen hauptsächlich unser Geistesfrieden, unser Sicherheits- oder Unsicherheitsempfinden, unsere Gefühle der Erfüllung oder der Enttäuschung ab, hängt es ab, in welchem Maße wir unser Leben zu einem Erfolg machen können.

Dankbarkeit ist das Erwachen des Wunsches in einem anderen, daß es mir gut ergehen solle, weil ich etwas für ihn getan habe. Vielleicht ist es

Fortsetzung nächste Seite

Stress beherrscht unser Leben

Fortsetzung von Seite 41

die charakteristischste Art, sich Sicherheit zu verschaffen. Es beseitigt das Motiv für einen Zusammenprall zwischen selbstsüchtigen und selbstlosen Neigungen, weil ich durch die Erweckung des Dankbarkeitsgefühls einen anderen veranlaßt habe, meinen natürlichen Wunsch nach meinem Wohlbefinden zu teilen.

Rache ist das Erwachen des Wunsches in einem anderen, daß es mir nicht gut ergehen solle, weil ich ihm etwas zugefügt habe. Sie ist die wichtigste Sicherheitsbedrohung. Aber auch sie hat ihre Wurzeln in einer natürlichen Verteidigungsreaktion. Es ist die primitive Verzerrung des natürlichen Wunsches, andere zu belehren, uns nicht wehe zu tun.

Der Rache brauchen wir nicht viel Nachdenken zu widmen; sie hat keinerlei Vorzüge, und ihre Früchte können dem Geber wie dem Empfänger nur schaden. Rache zeugt mehr Rache; Dankbarkeit pflegt noch mehr Dankbarkeit auszulösen.

- Sie kann als gemeinsamer Nenner für die verschiedenen Arten der Selbstverwirklichung dienen; der Mensch kann sich seinen Fähigkeiten gemäß, z. B. durch Werke der Nächstenliebe, Kunst oder Wissenschaft, bemühen, Dankbarkeit in anderen zu erwecken.
- Auswirkungen der Dankbarkeit sind anhaltend; sie sammeln sich an.
- Weder Reichtum noch Kraft noch irgendein anderes Machtinstrument vermag je unsere Sicherheit und unseren geistigen Frieden mehr zu festigen als das Wissen, in vielen Menschen das Gefühl der Dankbarkeit erweckt zu haben. Das ist sicherlich ein würdiges Ziel.

Nie vergebens kämpfen!

Stress ist ein Teil des Lebens. Stress aus dem Wege zu gehen, ist genausowenig gerechtfertigt wie Essen, körperliche Betätigung oder Liebe zu meiden. Aber um uns vollständig selbst verwirklichen zu können, müssen wir zuerst unser günstigstes Stress-Quantum entdecken und dann unsere Anpassungsenergie in dem Maße und in der Richtung anwenden, die unserer angeborenen seelischen und körperlichen Struktur entsprechen.

Selbst auf die Gefahr hin, daß es komisch klingen könnte, verrate ich Ihnen hier ein kleines Motto, das sich mir aufdrängte, während ich bei meinen Versuchstieren, bei Kollegen, Freunden und bei mir selber Stress analysierte. Es fußt auf biologischen Gesetzen und wirkte — zumindest bei mir. Was auch immer im Tagesablauf meine Gelassenheit bedroht oder Zweifel über den Wert meiner Handlungen aufkommen läßt, sofort fällt mir dieser kleine Reim ein: *Kämpfe stets fürs höchste Ziel des Lebens / doch widersteh niemals vergebens.*

Jeder sollte um das kämpfen, was immer ihm dessen wirklich würdig scheint. Er sollte nur nach erreichbaren Dingen streben, sonst wird er enttäuscht werden. Schließlich sollte Widerstand nur aufgebracht werden, wenn Erfolg zu erwarten ist, aber niemals, wenn man weiß, daß er vergeblich sein wird.

Es ist nicht leicht, nach diesem Motto zu leben; es erfordert viel Übung und beinahe unablässige Selbstanalyse. Zu jeder Zeit des Tages, in Gesprächen, bei der Arbeit und beim Spiel halte ich, wenn ich fühle, daß ich mich steigere, bewußt inne, um die Situation zu analysieren. Ich frage mich: Ist das wirklich das beste, was ich jetzt tun könnte, und lohnt sich die Anstrengung, Widerstand gegen Einwände, Langweiligkeit oder Müdigkeit aufzubringen? Lautet die Antwort nein, höre ich gleich auf, oder — falls ich das nicht mit Anstand tun kann — ich schwimme einfach und lasse die Dinge mit einem Minimum an tätiger Teilnahme so laufen.

Wahrscheinlich werden wenige Leute die Richtigkeit meines Mottos bestreiten wollen. Das Kunststück ist aber, es zu befolgen! Und da kann ich nicht weiterhelfen. Von hier an sind Sie an der Reihe!

Ziele der Stress-Forschung

Ein Hauptgegenstand künftiger Forschung wird die wissenschaftliche Analyse der Anpassungsenergie sein. Wenn wir mehr über sie lernen, kann die Lebensspanne wahrscheinlich erheblich verlängert und der Gesundheitszustand der höheren Lebensalter verbessert werden.

Bisher haben wir die Möglichkeit, daß die Anpassungsenergie in einem gewissen Umfang erneuert werden könnte, noch nicht völlig ausgeschlossen; vielleicht kann sie sogar von einem Lebewesen auf ein anderes übertragen werden, ungefähr wie ein Serum. Sollte die Summe der Anpassungsenergie unveränderlich sein, so könnten wir mehr darüber erforschen, wie sie zu erhalten ist. Wenn Anpassungsenergie übertragen werden kann, können wir Mittel und Wege erkunden, wie man den Träger dieser Lebensenergie — z. B. aus den Geweben junger Tiere — auszieht und auf Alte oder auf Alternde überträgt.

Ein anderes Feld künftiger Stressforschung ist die Erforschung seiner Beziehung zu Krebs. Es ist bekannt, daß Krebsgeschwülste bei Tieren und Menschen langsamer weiterwachsen, wenn diese schwerem Stress unterliegen. Manche Krebsarten haben sich sogar beträchtlich — wenn auch unvollständig — unter dem Einfluß von ACTH, Cortison und anderen Hormonen zurückgebildet. In welchem Maße könnten wir, wenn es gelänge, mehr über den Mechanismus derartiger Rückbildungen zu erforschen, den Kampf gegen diese Krankheit unterstützen!

Die vielleicht faszinierendste Seite der medizinischen Stressforschung ist ihr bleibender Wert für den Menschen. Selbst die wichtigsten Medikamente sind für uns nur für eine gewisse Zeit von Bedeutung. Früher oder später werden sie durch wirksamere Heilmittel ersetzt.

Das Studium des Stress unterscheidet sich wesentlich von der Forschung über künstliche Medikamente, weil es sich mit den Verteidigungsmaßnahmen unseres eigenen Körpers befaßt. Und was wir über die Selbstschutzeinrichtungen der Natur erforschen, kann niemals an Bedeutung einbüßen. Verteidigungsmaßnahmen, wie die Erzeugung von Anpassungshormonen durch Drüsen, sind in das Grundgefüge des Körpers eingebaut; wir erbten sie von unseren Eltern und geben sie an unsere Kinder weiter. Die Bedeutung dieser Forschungsrichtung ist nicht auf die Bekämpfung dieser oder jener Krankheit beschränkt. Sie trägt für alle Krankheiten Früchte, ja selbst für alle menschlichen Tätigkeiten, weil sie uns mit Wissen über das innerste Wesen vom Stress des Lebens ausstattet.

ENDE

Rätsel-Auflösung von Heft 1

Waagerecht: 1. Stola, 5. Zwerg, 9. Cab, 10. Tee, 12. Rue, 13. hl, 14. **Bowle,** 15. MS, 17. Met, 19. Tara, 22. Pech, 24. Troß, 26. Reihe, 27. es, 28. Tyras, 29. in, 30. Sam, 31. Ute, 33. Re, 34. Bob, 35. Ra, 37. ego, 39. Ben, 42. et, 44. Altai, 45. la, 46. Nonne, 48. Unter, 50. **Grog,** 52. **Sekt,** 53. Aal, 55. Li, 57. Alter, 58. Ar, 59. Era, 61. Lei, 62. Dur, 63. Neige, 64. Biese.

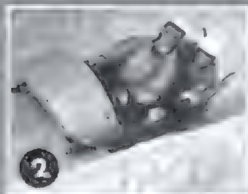
Senkrecht: 1. Schotter, 2. Tal, 3. Ob, 4. Atom, 5. Zelt, 6. er, 7. Rum, 8. Geschenk, 11. Ewer, 16. pro, 18. Bei, 20. Ars, 21. Asta, 22. Pest, 23. Chi, 25. Symbole, 26. Raubbau, 30. See, 32. Ern, 36. Bengalen, 38. Gang, 40. Eins, 41. Parterre, 43. Tor, 45. Lek, 47. Not, 49. ten, 51. Kate, 53. Alle, 54. Leib, 56. Ire, 58. Aus, 60. Ai, 62. de.

Das Lösungswort hieß PUNSCH.

UNSER KREUZWORT-PREISRÄTSEL

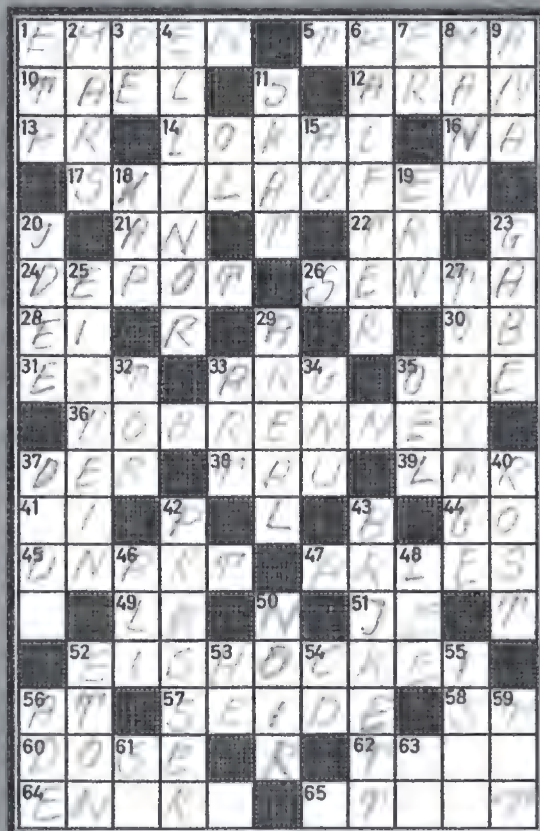
Sport im Winter







Diese Fotos zeigen drei bekannte Wintersportarten. Die Auflösung der Fragen 17., 36. und 52. waagerecht ergibt ihre Namen.



Waagerecht: 1. deutsche Hafenstadt, 5. Gegenstand eines Aufsatzes, 10. chinesische Münze, 12. nordirische Insel, 13. Flächenmaß, 14. Gaststätte, 16. Warnruf, 17. siehe Bild 1, 21. Präposition, 22. musikalische Abkürzung für Triller, 24. Lagerraum, 26. Figur aus ›Der fliegende Holländer‹, 28. Nahrungsmittel, 30. Strom in Sibirien, 31. lateinisch: ist, 33. schlimm, 35. englisch: eins, 36. siehe Bild 2, 37. Artikel, 38. Niederschlag, 39. altrömischer Hausgeist, 41. Faultier, 44. japanisches Nationalbrettspiel, 45. Ungezogenheit, 47. Stadt in Frankreich, 49. französischer Artikel, 51. französisch: ich, 52. siehe Bild 3, 56. Abkürzung für Atmosphäre, 57. Stoffart, 58. Abkürzung für Sankt, 60. Blechbehälter, 62. Mädchenname, 64. größter See Lapplands, 65. Anfang.

Senkrecht: 1. griechischer Buchstabe, 2. Planet, 3. französisches Adelsprädikat, 4. Mädchenname, 6. Teil des Zaumzeugs, 7. Fürwort, 8. deutscher Schriftsteller, 9. indische Münze, 11. Kartenspiel, 15. Dorfanger, 18. Vorgebirge, 19. fränkischer Hausflur, 20. Einfall, 23. Erquickung, 25. Fleischspeise, 27. Schiffsraumgehalt, 29. Flächenraum, 32. närrischer Mensch, 33. Rasse, Sorte, 34. afrikanische Kuhantilope, 35. Schmiermittel, 37. Trumpf im Kartenspiel, 40. Metallfraß, 42. Verschwender, 43. Heizmittel, 46. orientalischer Männername, 48. dem Winde abgekehrte Seite, 50. Begriff beim Roulette (Schwarz), 52. englische Schulstadt, 53. Zeichen für Helium, 54. Kraftwagenkennzeichen des Diplomatischen Korps, 55. Fluß in Flandern, 56. Abschiedswort, 59. Geschehnis, 61. Abkürzung für Sachsen, 63. Abkürzung für ein Flächenmaß. (i = j)

Die Buchstaben in den Zahlenfeldern 11, 16, 18, 20, 25, 34, 40, 42, 50, 51 und 57 ergeben eine vierte Wintersportart.

1000 DM WERTVOLLE BÜCHER

1.—3. Preis: je ein **Lexikon** in vier Bänden von A bis Z. Dieses Werk umfaßt 100 000 Stichwörter, 5000 Textspalten und 4300 Fotos. Halbleder, Preis 176 DM.

4.—7. Preis: je ein **Weltatlas** aus dem Bertelmanns-Verlag. Ein Atlas-Band mit 498 Seiten und 197 Karten.

8.—13. Preis: je eine mehrbändige **Klassiker-Ausgabe** der Werke von Goethe, Schiller, Stifter, Hölderlin u. a.

14.—20. Preis: je ein **anspruchsvoller Roman** für sie und ihn.

21.—30. Preis: je ein **Kunstband** der Meisterwerke moderner Malerei.

Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise ausgesetzt sind, entscheidet das Los (Rechtsweg ausgeschlossen). Eine Korrespondenz kann nicht geführt werden. Schreiben Sie bitte Ihre Lösung, die nur aus dem gesuchten Wort bestehen darf, auf eine ausreichend freigemachte Postkarte (nicht im Brief). Jeder darf nur eine Lösung einsenden. Teilen Sie Ihren vollen Namen und Ihre Anschrift mit und schicken Sie Ihre Preisrätsel-Lösungskarte an: KRISTALL, Rätselredaktion, Hamburg 100. — Einsendeschluß ist der 23. Januar 1958 (Poststempel). Die Gewinner veröffentlichen wir in Nr. 4/1958.

Gewinner des Preisrätsels aus Heft 26

1.—3. Preis: Tilla Ziegler, Buchs (Schweiz); Elisabeth Boeff, Essen-Ruhr; Maria Schieb, Germering-Harthaus/Bayern.

4.—7. Preis: Hannelore Orth, Wattenbach b. Kassel; Georg Dambacher, Geisingen Baden; Bodo Fitter, Cuxhaven; Jutta Knopp, Darmstadt.

8.—13. Preis: Johann Mathieu, Saarbrükken; Jürgen Bestvater, Bielefeld; Hermann Roth, Hesperingen (Luxemburg); Erna Leuschner, Berlin-Schöneberg; Irmgard Klein, Bad Godesberg; Berta Ziegelbauer, Osnabrück.

14.—20. Preis: Karl Melcher, Bückeburg; Paula Sombrutzki, Hamburg 39; Gerda Holz, Pforzheim; Karl Bolland, Hannover; Ilse Bressler, Duisburg; Paul Löschhorn, Seeheim a. d. Bergstr.; Dora Bergkessel, Wien 71 (Österreich).

21.—30. Preis: Ernst Draak, Elmshorn; Benno Gereon Engel, München 13; Robert Scheeres, Salzgitter-Bad; Irmgart Krüger, Essen; Fritz Müller, Bodenfelde/Weser; Ruth Scholz, Bremen; Hans Keller, Köping (Schweden); Ria Dexheimer, Bad Dürkheim/Pfalz; Peter Techen, Hamburg-Altona; Johannette Schlitt, Marburg/Lahn.

OHNE Liebe

Der siebente Bericht unserer Serie: Die Jugendkriminalität von heute

VON ERIK VERG

»Er ist ein netter Junge«, sagten alle Glückstädter, die Günther Schraidt kannten. Und doch wurde Günther zum Schwerverbrecher, zum Dieb, zum Mörder. Er ist nur einer der jungen Menschen, von denen unsere Serie berichtet, die ohne Bindungen aufwuchsen, ohne Ideale, ohne göttliche Gebote, ohne Liebe.

Rudolf Kirchner, 29, Johannes Maiß, 28, und Karlheinz Maikranz, 24, brechen eines Tages in eine Frankfurter Bankfiliale ein, um sie zu berauben. Jahrelang hatten sie diesen Überfall vorbereitet, der sie mit einem Schlag zu reichen, angesehenen Bürgern machen sollte. Zahllose Kellereinbrüche hatten sie nur ›zur Probe‹ begangen. Hunderte von Sicherheitsschlössern hatten sie ein- und ausgebaut. So perfekt war noch niemals ein Bankraub vorbereitet worden.

Aber der Überfall klappte nicht. Er ging schief, weil Maikranz die Nerven verlor, weil er schoß, obgleich es vielleicht auch ohne Schießen abgegangen wäre, weil er zwei Menschen tötete und seinen Freund Kirchner, der den ganzen Inhalt des Tresors schon auf dem Arm hatte, schwer verletzte.

Vergeblich versuchen die Verteidiger, das Gericht davon zu überzeugen, daß die Schüsse des jüngsten Bankräubers nur auf eine ›Panne‹ zurückzuführen gewesen seien. Maiß, Maikranz und Kirchner wollten zwar rauben, argumentierten sie, aber sie wollten nicht morden. Die drei Bankräuber hatten die Waffen nur bei sich, um in einem Notfall davon Gebrauch machen zu können. Aber die Plädoyers der Verteidiger überzeugten nicht. Und das Schwurgericht Frankfurt verurteilte Johannes Maiß, Karlheinz Maikranz und Rudolf Kirchner am 5. Mai 1953 zu lebenslänglichem Zuchthaus.

Seltsam, der Überfall auf die Depositenkasse in Frankfurt-Bockenheim liegt nur fünf Jahre zurück, aber die Geschichte der drei Bankräuber, so wie sie hier erzählt wurde, wirkt antiquiert, verstaubt, unzeitgemäß. Denn Banküberfälle sind heute zur furchtbaren Alltäglichkeit geworden.

Zahlreiche der heutigen Bankräuber sind Jugendliche. Und manche von ihnen rauben ohne Not, ohne daß es ihnen in erster Linie darum geht, unbedingt zu Geld zu kommen. Ihre Motive, sofern sie sich deren überhaupt bewußt sind, liegen ganz woanders: in der Sucht nach dem wilden Leben, nach dem Abenteuer, dem Von-sich-reden-Machen.

150 000 Autos werden in der Bundesrepublik jährlich gestohlen, ausgeraubt oder demoliert. Neunzig Prozent der Täter sind Jugendliche. Die meisten Autos werden aus Übermut gestohlen, richtiger: sie werden nur ›entliehen‹. Die jungen Menschen wollen darin spazierenfahren.

Zu jedem beliebigen Zeitpunkt der letzten Jahre lagen bei den Kriminalpolizeistellen der Bundesrepublik Suchmeldungen nach 70—80 minderjährigen Mädchen vor, die von zu Hause ausgerissen waren, um die ›große Welt‹, das Abenteuer zu suchen. Die meisten von ihnen stammten aus ordentlichen Familien.

Die Mitglieder jugendlicher Banden, die in Läden und Läger einbrechen, kommen nur noch zum geringsten Teil aus sozial schlechten Verhältnissen. Ebenso nicht die Teilnehmer an Halbstarken-Krawallen. Aber sie kommen zum großen Teil aus Familien, in denen der Wettlauf nach dem höheren ›Lebensstandard‹ den Eltern keine Zeit läßt, sich um ihre Kinder richtig zu kümmern, sie anständig und ordentlich zu erziehen.

Am stärksten gefährdet sind Jugendliche, die von der Natur oder vom Schicksal benachteiligt wurden. Auf Minderwertigkeitskomplexe führt der Marburger Professor Stutte einen großen Teil der jugendlichen Kriminalität zurück. Er nennt eine lange Reihe von Beispielen. Das eindrucksvollste ist wohl dieses:

Der zwanzigjährige Alois Sammer in der Südsteiermark war ein besonders zarter und für sein Alter zu schwacher Junge. Er besorgte sich

zwei Pistolen und ein Pferd aus dem Stall seines Vaters und ritt davon. Er suchte einsame Bauernhöfe auf, verlangte herrisch nach Essen und Futter für sein Pferd und ritt dann wild um sich schießend davon. Als ihn eine Polizeistreife stellte, eröffnete er sofort das Feuer. Bei dem Gefecht, das sich daraus entwickelte, wurde er getötet.

Die Jungen wollen ›ganze Kerle‹ sein. Sie begnügen sich nicht damit, in ihren Träumen heldenhaft, kaltblütig und waghalsig zu sein, wie es junge Leute wohl immer waren. Sie übertragen ihre Träume in die Wirklichkeit und merken oft erst, wenn es zu spät ist, daß sie die Grenze des Erlaubten überschritten haben.

Die Frankfurter Bankräuber wußten genau, was sie taten. Sie wußten was ihnen bevorstand, wenn ihr ›großer Schlag‹ nicht glückte. Sie nahmen die lebenslängliche Zuchthausstrafe widerspruchslos an.

Erschütternd oft aber standen in den letzten Jahren junge Menschen vor dem Richter, die nicht begriffen, was sie getan hatten. Junge Menschen, geistig gesund, aber mit verkümmerter Seele, körperlich normal entwickelt, aber mit verkrüppeltem Gefühlsleben, wie Günther Schraidt von dem unsere Serie jetzt berichtet.



Foto: Conti-Press

Das Gesicht eines jungen Mannes, wie wir ihm täglich begegnen. Aber hinter diesen glatten Zügen verbirgt sich ein hintergründiger Charakter. Niemand kannte Günther Schraidt wirklich. Nicht einmal seine Eltern.

DER FALL SCHRAIDT

Mitternacht war vorüber. Die kleine Stadt ging schlafen. Sie schlief einem neuen Tag, einer neuen Woche entgegen. Vom Turm der alten Kirche herab hätte man zusehen können, wie ein Licht nach dem anderen erlosch. Zuerst die Lampen in den Fenstern der Bürgerhäuser, dann die Neonröhren über den Geschäften, dann die bunten Glühbirnen auf dem Jahrmarkt, die Beleuchtung über den beiden Kinos und schließlich auch die im ›Tivoli‹, dem Tanzlokal der jungen Leute. Die Lichter erloschen, und die Stimmen verstummten. Und doch wurde es in der kleinen Stadt nicht ganz dunkel und nicht ganz still. Der Vollmond leuchtete in die winkligen Gassen und hinter die Fachwerkhäuser, und die Heringslogger am Elbhafen rieben sich knirschend an den Polsterungen aus altem Gummi und Tauwerk.

Es ist die Nacht auf Montag, den 4. September 1955, in Glückstadt an der Elbe.

In Raumanns Gastwirtschaft zu Füßen der alten Kirche am Marktplatz saßen noch ein paar Männer und stillten ihren Durst. Der Schausteller Otto Schulz, der den ganzen Sonntag mit seinem Zelt auf dem Glückstädter Jahrmarkt gestanden hatte, spendierte Bier für alle. Zwei Polizisten kamen schließlich herein, klopften Schulz auf die Schulter und meinten, nun sei es aber wirklich Zeit aufzuhören — um 3 Uhr früh gehöre ein Christenmensch ins Bett.

In diesem Augenblick flog die Tür weit auf, und eine Frau im Nachthemd stürzte herein.

»Hilfe! Einbrecher! Mörder!« stammelte sie und starrte mit ihren vom Licht geblendeten Augen wirr in den Raum. Die Männer sprangen auf und liefen mit ihr zusammen den Schwibbogen hinunter zum Kino ›Capitol‹.

Eine Leiter stand an die Hauswand gelehnt, sie führte zu einem offenstehenden Fenster im ersten Stock. Drinnen, am Treppenabsatz, sahen sie die 34jährige Lucie Kunig, tötlich verletzt. Oben, im Büro, lag der Kinobesitzer, Dr. Walter Kadow, tot neben dem Schreibtisch, den Telefonhörer in der Hand.

Am nächsten Morgen stand eine neugierige Menge vor dem Mordhaus. Unter ihnen ein junger Mann, der sich am Rätselraten über den Täter beteiligte. Ihm war keine Erregung anzumerken. Wenigstens konnte sich später niemand mehr daran erinnern,

Fortsetzung nächste Seite

Ohne Liebe

Fortsetzung von Seite 45

daß er blaß und erschüttert ausgesehen habe.

»Schon wieder«, sagten die Glückstädter zueinander. Sie erinnerten sich daran, daß genau einen Monat vorher, in der Nacht zum 5. August, der Pfarrer Schäfermayer durch einen Pistolenschuß schwer verletzt worden war. Der Täter war bis zum heutigen Tage unbekannt.

In den folgenden Tagen und Wochen wich das Entsetzen langsam aus den Herzen der Menschen und machte Mißtrauen und Argwohn Platz. Alle Ermittlungs-Ergebnisse der Mordkommission bestätigten immer wieder, daß der Täter kein Fremder sein konnte.

Die Kugeln, die den Tod der Opfer verursacht hatten, stammten aus einer 7,65-mm-Pistole. Vier Glückstädter Bürger, die Pistolen besaßen, mußten es sich gefallen lassen, daß sie genauen Verhören unterworfen wurden. Man ließ sie erst wieder gehen, als die waffentechnische Untersuchung einwandfrei ergeben hatte, daß aus ihren Pistolen nicht die tödlichen Schüsse stammen konnten.

Aber die 7,65-mm-Pistole fand man nicht. Der Zollbeamte Heyer hatte am 3. Juli, zwei Monate vor der Tat, gemeldet, daß bei ihm eingebrochen worden sei. Der Täter hatte seine Dienstwaffe, eine 7,65-mm-Pistole, und 120 DM gestohlen. Gab es da einen Zusammenhang? War es der Heyer vielleicht selbst gewesen?

Man hütete sich, einen solchen Verdacht laut werden zu lassen. Aber der Zollbeamte Heyer spürte, daß manche Glückstädter ihm nicht mehr recht trauten.

Plötzlich erinnerten sich einige, daß der 22jährige Günther Howalt, ein Glückstädter, der jetzt in Berlin lebte, ausgerechnet zur Zeit des Doppelmordes seine Heimatstadt besucht hatte. Glaubhafte, ehrenhafte Zeugen fanden sich für diese Behauptung. Howalt wurde verhaftet. Aber er sagte, an dem vermeintlichen Tag sei er bei seiner Tante in Berlin gewesen. Und seine Aussage stellte sich auch tatsächlich als richtig heraus.

Dann brachte irgend jemand auf, man habe den Täter vom Kino weglaufen sehen und er habe Knickerbocker getragen. Die Glückstädter, die solche Hosen besaßen, versteckten sie in den dunkelsten Schrankecken. Über eine Woche lang sah man in Glückstadt keinen einzigen Mann in Knickerbocker-Hosen.

Schließlich begann man darüber nachzudenken, ob es wohl in der Stadt einen Mondanbeter oder so etwas ähnliches gäbe. War es nicht merkwürdig, daß gerade in einer Vollmondnacht beim Zollassistenten Heyer eingebrochen worden war? War es nicht ebenso merkwürdig, daß vier Wochen später, beim nächsten Vollmond, der Pfarrer Schäfermayer von einem Einbrecher niedergeschossen worden war? Und war es nicht geradezu verdächtig, daß Dr. Kadow und Fräulein Kunig in einer Vollmondnacht sterben mußten?

Die Angst beflügelt die Fantasie. Und welcher Laie weiß schon, daß man aus den Statistiken jeder Kriminalpolizei-Direktion mit Sicherheit die Vollmondnächte herausfinden kann. Denn in diesen Nächten häufen sich Selbstmorde und gefühlsbedingte Delikte. Das ist eine Erfahrungstatsache, auch wenn man sie nicht zu erklären weiß.

Drei Wochen lang sehen sich die Bewohner Glückstadts gegenseitig mit argwöhnischen Augen an.

Der Schlosser Schraidt wohnt mit seiner Frau und seinem 20jährigen Sohn Günther in der Friedrich-Ebert-Straße 25. Nur 300 Schritte vom Mordhaus entfernt. Die Schraidts haben zwei Zimmer. Sie schlafen gemeinsam in einem. Ehe Frau Schraidt sich an diesem Abend zur Ruhe legt, sagt sie — von der allgemeinen Angst ebenso ergriffen wie alle anderen — zu ihrem Sohn: »Ich will doch lieber noch das Küchenfenster zusperren.«

Aber ihr Junge lacht und sagt: »Aber Mutter, das ist doch nicht nötig.«

Günther Schraidt hat acht Stunden lang Papier verschiedenen Formats ›umgerollt‹. Das war seine Aufgabe während der Nachtschicht in der Papierfabrik Peter Temming in Glückstadt. Dort arbeitet er seit dem 4. April zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten. Um 6 Uhr ist die Nachtschicht zu Ende, und Günther geht in den Waschraum. Während er sich Gesicht und Hände wäscht, kommt der Pförtner herein, sieht sich um, entdeckt Schraidt und ruft ihm zu:

»Schraidt, ans Telefon.«

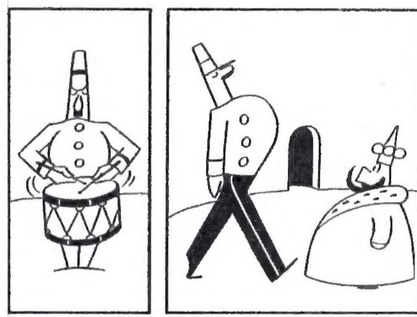
Der junge Mann trocknet sich schnell das Gesicht ab und beeilt sich, in die Pförtnerloge am Tor zu kommen.

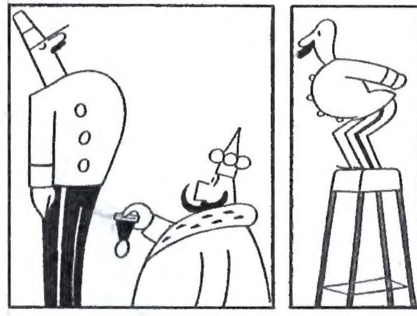
Als er auf den Hof tritt, kommt ein Mann auf ihn zu, legt ihm mit geübtem Griff Handschellen an und sagt: »Kommen Sie mit, Sie sind verhaftet.«

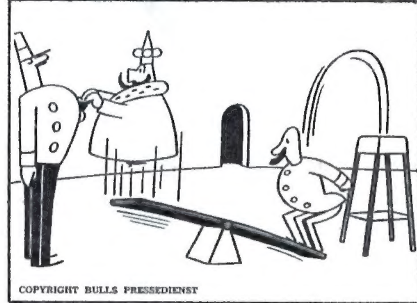
Im nächsten Heft: Er rauchte nicht. Er trank nicht. Er war schüchtern wie ein Mädchen. Aber er wollte beweisen, daß auch er ein Mann sei: ein tapferer Mann wie im Film.



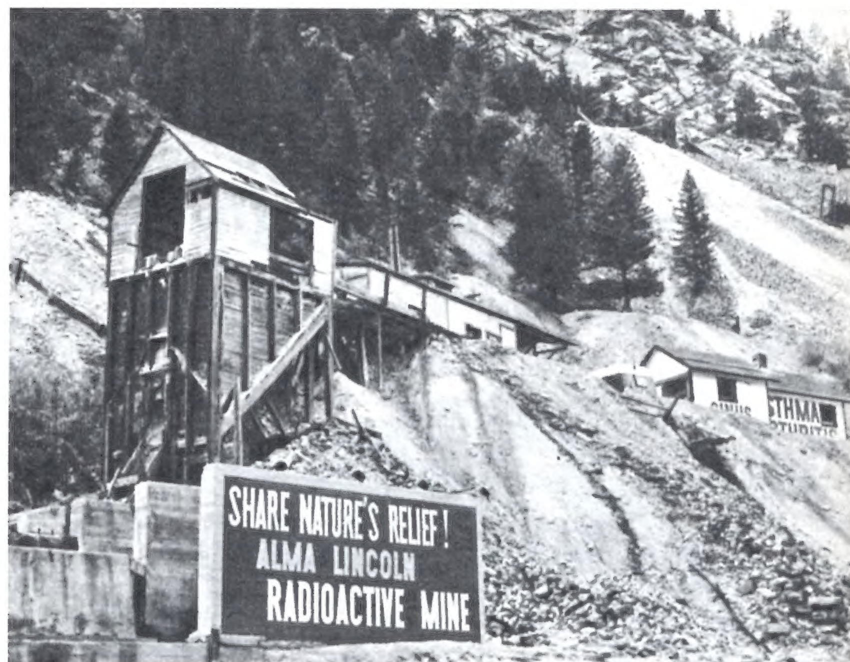








URAN gegen GICHT



Das ist die Uranmine von Boulder, deren Heilkräfte gegen Asthma, Rheuma, vor allem aber gegen Gicht von einer Schwerkranken durch Zufall entdeckt wurden.

Radioaktive Strahlen des Urans, die helfen: Schmerzen vergehen und steife Gelenke werden wieder geschmeidig.



Mrs. G. I. Jefferson aus dem Staate Montana litt seit Jahren an einer schweren chronischen Gicht. Eines Tages besuchte sie eine Uranmine in Montana — aus Neugierde. Mühsam humpelte sie an Krücken durch die Schächte. Doch als sie gut eine Stunde umhergewandert war, wurden ihr die Füße leichter. Die Schmerzen ließen nach.

Ihrem ersten Besuch in der Uranmine folgten noch fünf andere. Jedesmal spürte sie, daß die Schmerzen sich linderten. Sie nahm bald einige Freunde mit in die Grube, die wie sie an einer chronischen Gicht litten. Auch ihnen half der Gang durch die Schächte.

Gicht, das ist seit 40 Jahren bekannt, beruht auf einer Störung des Harnsäurestoffwechsels im menschlichen Organismus. Harnsäure ist ein Stoff, der im Verlaufe der Eiweißverwertung des Körpers entsteht und durch die Niere ausgeschieden wird. Nach neuesten Forschungen liegt die Ursache in einer meist angeborenen Unfähigkeit der Niere, die Harnsäure richtig auszuscheiden. Es kommt zur Ansammlung der Harnsäure im Blut und anschließend zur Ablagerung in den Gelenken. Diese Ablagerungen haben große Schmerzen zur Folge, weil sie die Beweglichkeit der Gelenke und die Funktionen der Muskeln behindern.

Die modernen Heilmittel — das Cortison zum Beispiel — haben vielen Gichtkranken helfen können. Seit Jahren werden bei chronischer Gicht aber auch Röntgenbestrahlungen, Radiumbäder und Radiumtrinkkuren von den Ärzten empfohlen. Die Gichtkrankheit wird dadurch nicht beseitigt, aber der Schmerz fast aufgehoben. *d. z.*



Fotos: I

Eine Gichtkranke wird in den Stollen getragen. An sechs Tagen hintereinander lassen sich die Kranken je eine Stunde bestrahlen.

Die Kranken in der Höhle. Man weiß heute noch nicht, worauf die Schmerzlinderung durch die radioaktiven Strahlen zurückzuführen ist.

Mach's schmackhaft – nimm Libby's

Rezept-Tips für 4 Personen aus Muttis Libby-Küche:

VATIS UND KLÄRCHENS LIEBLINGSESSEN

Saure Sahne à la Libby's zum Braten: Zu einem schönen, mageren Schweine- oder Lammbraten gehört Saure Sahne an die Bratensoße. Das ist ganz einfach: Eine gute halbe Tasse Libby's verrühren Sie mit 4 Teelöffeln Essig oder Zitronensaft. Und schon ist sie fertig, die „Saure Sahne à la Libby's"! Sie macht jede Bratensoße zu einer festlichen Köstlichkeit.

Auch zu grünem Salat schmeckt Saure Sahne herrlich! Diesmal machen Sie etwas mehr Saure Sahne – würzen nach Belieben mit Pfeffer und Salz – und mischen sie unter den Salat. Das ist mal etwas anderes, aber sehr, sehr lecker!

Zum Nachtisch: Libby-Cocktail. Eine erfrischende Süßigkeit nach einem guten Essen. Sie schlagen den Inhalt einer großen Dose Libby's in einer Kanne etwas schaumig. Dann rühren Sie den Saft von zwei Apfelsinen und einer Zitrone mit etwas Zucker darunter. Versuchen Sie gleich morgen die Rezept-Tips aus Muttis Libby-Küche!





Nahrhaft und bekömmlich ist Libby's und so schmackhaft! Überzeugen Sie sich selbst: Reine, echte Libby's – das ist etwas Gutes! Und natürlich Libby's immer zum Kaffee!

Libby's fliesst so sahnig!